

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 32

São Paulo, 25. Januar 1913

IX. Jahrg

Nochmals die nationale Kolonisation.

In dem großen Blätterwalde Brasiliens piepst und zwitschert es wieder in hohen Tönen und das Vaterland wird wieder einmal im Handumdrehen gerettet. Die europäischen Auswanderungsländer schikanieren uns: gut, wir kolonisieren mit nationalen Kräften. Daß Herr Gama Rosa unter den Weisen einer der Weisesten ist, braucht nicht erst gesagt zu werden, denn das ist man gewöhnt. Er hat entdeckt, daß Europa nur noch sehr wenig Auswanderer abgeben könne, denn die ganze alte Welt industrialisiere sich und die großen Betriebe absorbieren schon fast den ganzen Kräfteüberschuß. Die deutsche Auswanderung habe schon längst aufgehört und so würde auch die Auswanderung aus den anderen Ländern aufhören, denn sie alle wollten das Beispiel Deutschlands nachahmen. Daß er vor wenigen Tagen noch gesagt hat, Deutschland überschwenne Südbrasilien mit großen Einwandererströmen und mache Santa Catharina zu einer „Allemanha Antartica“ hat der gute Mann inzwischen schon vergessen, aber auch das ist nichts auffälliges, denn auch das ist man bei dem hochbetagten Journalisten gewöhnt. Die eine Behauptung stimmt ebenso wenig wie die andere. Deutschland leitet keine „Menschenströme“ nach der Uebersee, wie Gama Rosa im Dezember behauptete, und das ganze Europa kann sich nicht „industrialisieren“, wie derselbe Herr jetzt behauptet, und das aus dem einfachen Grunde, weil für die europäischen Länder der Uebergang zum Industriestaat etwas schwerer ist, wie für Gama Rosa der Sprung von einem Extrem ins andere. Zuerst müssen gewisse Vorbedingungen vorhanden sein, und diese fehlen, denn weder die Rohstoffe noch die Absatzmärkte lassen sich so schaffen wie man einen unüberlegten Artikel schreibt und wo weder das zu bearbeitende Material noch eine Absatzmöglichkeit vorhanden ist, dort kann eine große Industrie nicht entstehen.

Lassen wir die Statistik sprechen. Nehmen wir eine Arbeit, die auch Gama Rosa imponieren muß, weil sie französisch ist. Sébastien Faure sagt in seiner Broschüre „Le Problème de la Population“ folgendes. Im Jahre 1801 betrug die Bevölkerung Europas rund 175 Millionen, im Jahre 1830 waren es aber schon 216 Millionen und im Kriegsjahre 1870 hatte die Bevölkerung Europas die ansehnliche Zif-

fer von rund 300 Millionen Seelen erreicht. Im Jahre 1885 war die Bevölkerung bereits auf 337.526.700 gestiegen, im Jahre 1895 betrug sie 367.147.500 und im Erscheinungsjahre der Broschüre (1904) schätzte Faure sie auf 380 Millionen. In der Folge entwirft er, auf das Jahr 1892 zurückgreifend, folgendes Bild von der Vermehrungsmöglichkeit in einem Jahrhundert:

	1892	1992
Rußland	110.000.000	340.000.000
Deutschland	49.000.000	115.000.000
Oesterreich-Ungarn	42.000.000	80.000.000
Großbritannien u. Irland	38.000.000	80.000.000
Frankreich	38.000.000	50.000.000
Italien	30.000.000	50.000.000
Spanien u. Portugal	22.000.000	35.000.000
Balkanhalbinsel	20.000.000	30.000.000
Skandinavien	10.000.000	15.000.000
Belgien	6.000.000	10.000.000
Niederlande	5.000.000	8.000.000
Schweiz	3.000.000	5.000.000
	373.000.000	818.000.000

Wird sich die Industrie in dem Maße entwickeln können, daß sie in stände sein wird, diesen Hunderten von Millionen Beschäftigung zu geben? Wir glauben es nicht. Viele, sehr viele Millionen werden sich nach fremden Ländern wenden müssen, um für die zu säen und zu ernten, die daheim beim Rade bleiben. Wie der Industrielle Abnehmer braucht, so braucht er auch Lieferanten, denn — das sollte auch ein Doktor der Rechte und Ex-Gouverneur wissen — der Mensch lebt nicht von der Arbeit allein, sondern er muß auch essen; der Industriearbeiter ist auf die Landarbeiter angewiesen, die für ihn der Erde die zum Leben notwendigen Früchte abgewinnen. Wenn nun Europa sich immer mehr industrialisiert, so müssen anderswo große Felder entstehen und wo, das sagt ein Schriftsteller, den Gama Rosa, weil er französisch schrieb, ebenfalls kennen muß. Es ist dies der russische Soziologe Novicow, der sich über das Bevölkerungsproblem folgendermaßen vernehmen läßt: „Rhodesien wird mehrere Millionen aufnehmen müssen. Das selbe wird mit Brasilien der Fall sein. Wir brauchen dabei nicht ausschließlich an die südlichsten Staaten Rio Grande do Sul und Santa Catharina denken, die ein sehr gesundes Klima haben. Das Mittelbrasilien bildet eine Hochebene von ziem-

licher Höhe und ist dortselbst die Sommerhitze durch die Winterfrische hinlänglich ausgeglichen. In Goyaz und Matto Grosso sinkt die Temperatur manchmal auf Null. In dem letztgenannten Staate Matto Grosso allein können zweihundert Millionen Menschen Unterkunft finden und auch Minas Geraes ist für die Aufnahme des europäischen Ueberschusses geeignet.“ Wir wollen Herrn Gama Rosa nicht nahe treten, aber wir glauben, daß Novicow doch ein bedeutenderer Geist war, als der Ex-Gouverneur von Santa Catharina, und wenn nun dieser Mann, der die Behandlung des Bevölkerungsproblems zu seinem Lieblingsthema gemacht hatte, in seinem Werke „Die Zukunft der weißen Rasse“ auf die Anwanderung und zwar auf die Auswanderung nach Brasilien verweisen zu müssen glaubt, dann wird die Anwanderung nach unserem Lande wohl auch mit zu den Faktoren gehören, mit welchen man bei dem Bevölkerungsausgleich rechnen muß.

Es besteht also wohl keine Gefahr, daß die europäische Zuwanderung infolge der großen Entwicklung der Industrie vollständig aufhören könnte. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß diese Zuwanderung stärker werden muß. Das ist aber kein Grund, die Kolonisierung mit nationalen Elementen aus den Augen zu verlieren. Die kann nicht früh genug in Angriff genommen werden. Eigentlich hätte sie schon längst geschehen sein. Jetzt hat Gama Rosa vollkommen recht, wenn er sagt: „Wir haben eine nomade Bevölkerung, die in allen Gegenden des Landes in der größten Not lebt.“ Das stimmt auffällig, und da Brasilien mit bestem Rechte eine Quä-stion daraus macht, als ein zivilisiertes Land zu gelten, so muß es dafür sorgen, daß diese Nomaden angesiedelt werden. Wie das aber anfangen, das ist die große Frage, auf die man so leicht keine Antwort findet. Bei wiederholten Anlässen haben wir schon erwähnt, daß ein Bevölkerungsteil unseres Landes den Hammeldiebstehl der Arbeit vorzieht, ebenso wie der besser Situierte lieber ein Bacharel als Landwirt wird. Es handelt sich also vor allen Dingen darum, den Elementen, die sich jetzt wie Nomaden im Innern herumtreiben, die Ueberzeugung beizubringen, daß die Arbeit das Leben süß mache. So wie wir die barfüßigen Herrschaften kennen, glauben wir nicht, daß dieses im Guten geschehen kann. Die Leute werden sich dagegen sträuben und behaupten, auf das Hungerleiden ein traditionelles Recht zu haben. Deshalb müßte man etwas sanfte Gewalt anwenden. Man solle die Ländereien verteilen, aber eine Frage daraus machen, daß jeder sein Landlos habe. Diese Lose dürften nicht ohne die vorherige Anfrage bei dem Landamt besetzt werden, wie dieses jetzt der Fall ist. Jetzt streift der Caboclo herum und läßt sich nieder, wo und wie es ihm gefällt. Dieses führt zu einer nomaden Lebensweise, denn das Grundstück, das direkt von dem lieben Herrgott übernommen wird, wird ebenso leicht eines schönen Tages wieder verlassen. Mit der Einführung der behördlichen Kontrolle würde das aber anders werden, denn der Caboclo müßte damit rechnen, daß ihm einmal das verlangte Los auch verweigert werden kann und er keinen Platz mehr hat, wo seine Hütte aufzuschlagen.

Um dieses durchzuführen, dazu gehört ein grosser und gut funktionierender Apparat und vor allen Dingen ein starker guter Wille, denn Nomaden gibt es in ganz Brasilien und nur eine sehr gut geregelte und starke Staatseinrichtung kann sie zur Ansiedlung zwingen, indem sie sie kontrolliert. Gama Rosa sagt, daß die Regierungen viel mehr an die Fremden denken und die Nationalen ohne Hilfe lassen. Aber mit der Hilfe allein ist es nicht getan, hier muß auch der Zwang walten. Die Hilfe fehlt auch

heute nicht, denn jeder Koloniedirektor ist bereit, einem Caboclo ein Kolonielos zu überlassen und ihm dieselbe Unterstützung zu geben, die der Einwanderer bekommt. Das hilft aber nichts, denn der gute Mann zieht nach einem Monat doch wieder weg in eine Gegend, wo er keinem Direktor um etwas zu fragen braucht.

Wird die nationale Kolonisation nicht mit Umsicht und Energie durchgeführt, dann kann wirklich eintreten, daß die Einheimischen den ganzen Besitz in fremden Händen sehen und sich mit der brotlosen Freiheit begnügen müssen, denn daß die Fremden kommen werden und kommen müssen, darauf kann man mit der größten Sicherheit zählen.

Ist aber eine Besiedlung des Landes nach dem bezeichneten System überhaupt möglich? Unter den herrschenden Verhältnissen auf jeden Fall nicht, denn das bestehende Interesse für praktische Fragen reicht zu einem Riesenunternehmen — und um ein solches handelt es sich hier — nicht aus. Die Regierung, die das Land mit den Eingeborenen besiedeln resp. diese von ihrem bisherigen Nomadenleben abbringen will, muß ihre ganze Zeit und ihre ganze Energie dieser Aufgabe widmen, und daß unsere gegenwärtigen führenden Männer zu einer solchen Anstrengung nicht imstande sind, das wird wohl niemand bezweifeln wollen. Die Lösung des Problems bleibt also der Zukunft überlassen.

Wochenschau.

In Berlin fand eine Festsitzung des Bundes der Industriellen statt, welcher auch der preussische Handelsminister Sydow beiwohnte. Der Minister hielt eine Rede, in welcher er den großen wirtschaftlichen Aufschwung, den Deutschland auch im verflossenen Jahre zu verzeichnen hatte, hervorhob mit dem Hinzufügen, daß die Expansion kaum überraschen könne bei den Fortschritten, welche Deutschland alljährlich mache, Fortschritte, die immer mehr die wirtschaftliche und finanzielle Unabhängigkeit des Reiches verbürgten. Das Wirtschaftsleben Deutschlands habe sich dank der langen Friedensperiode, die nicht zum kleinsten Teil das Werk des Kaisers sei, so glänzend entwickeln können. Eine Störung des Friedens müsse notwendigerweise auch die wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung stören.

In der Reichstags-sitzung vom Dienstag beschäftigte sich der ultramontane Abgeordnete Macken mit der Kaffeevalorisation. Diese habe, wie er auszuführen versuchte, den deutschen Handel in den letzten drei Jahren um über 150 Millionen Mark geschädigt. Die Valorisationsvorräte beständen noch heute aus 4 Millionen Sack. Der Staat S. Paulo habe mit der Geschichte 20 Millionen Mark gewonnen. Der Zeitpunkt sei jetzt gekommen, auf den Staat S. Paulo einen Druck auszuüben und ihn zum Verkauf des aufgespeicherten Kaffees zu zwingen. Man müsse sich zu diesem Zwecke mit Frankreich und Belgien in Verbindung setzen und nötigenfalls das Gesetz gegen die Trusts in Anwendung bringen. Der Staatssekretär des Innern antwortete, daß er davon Abstand nehme, sich öffentlich mit der Frage zu beschäftigen, die natürlich die Regierung interessiere. Man werde die von dem Abgeordneten Macken gemachten Vorschläge prüfen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Bulr, welcher darauf das Wort ergriff, erklärte, daß die Schwankungen des Kaffeepreises auf natürlichen Ursachen beruhten. Im übrigen lässe ja Deutschland einen ähnlichen Wucher mit Fleisch und Zerealien. Darauf könne Brasilien verweisen, falls Deutschland in der Valorisationsangelegenheit interveniere.

„Financial Times“ warnt die Kapitalistenwelt vor der Beteiligung an der Subskription auf die angekündigte Anleihe der Stadt Bahia unter Hinweis auf den Inhalt der Botschaft des Präsidenten Hermes betreffs Ergreifung gesetzlicher Maßregeln zur Beschränkung des Rechtes der Staaten auf Aufnahme von auswärtigen Anleihen. Die finanzielle Lage Bahias wird mit der anderer brasilianischer Städte verglichen und aus dem Vergleiche der Schluß gezogen, daß Bahia nicht besonders kreditwürdig sei. Außerdem sei der festgesetzte Emissionskurs angesichts des niedrigen Zinssatzes von 3½ Prozent zu hoch. Die 5 Prozentige Hafenbananleihe sei niedriger gegeben worden.

Die Augen so ziemlich der ganzen zivilisierten Welt waren am Freitag auf das kleine historische Versailles gerichtet, wo über die Wahl des Präsidenten der französischen Republik entschieden wurde. Das Resultat des ersten Wahlganges war folgendes: Poincaré 428, Pains 327, Vaillant 63, Ribot 16, Deschanel 12, Millerand 3 Stimmen. Ausserdem wurden 19 weiße Wahlzettel abgegeben. Da die absolute Mehrheit — 435 — nicht erreicht wurde, mußte ein zweiter Wahlgang stattfinden. Das Ergebnis desselben war: Poincaré 483, Pains 296 und Vaillant 69 Stimmen, außerdem 20 weiße Wahlzettel. Poincaré ist somit gewählt.

Poincaré wurde im Jahre 1860 in Bar-le-Duc geboren und studierte Rechtswissenschaft. Im Jahre 1893 war er Minister des Unterrichts, der schönen Künste und des Kultus, 1894 bis 1895 Finanzminister und im Kabinett Ribot Unterrichtsminister, dann I. Vizepräsident der Deputiertenkammer. 1903 wurde er in den Senat gewählt. 1906 war er Finanzminister im Kabinett Sarrien. Vor ca. zwei Jahren wurde er von Fallières zur Bildung eines neuen Kabinetts berufen, dessen Präsidentschaft er übernahm.

Poincaré gilt als einer der besten Advokaten Frankreichs und man rühmt ihm großen politischen Takt nach. In der auswärtigen Politik hat Poincaré entschieden friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt und in der Balkankrise sich redlich um die Lokalisierung des Krieges bemüht. Poincaré ist vielleicht einer der mäßigsten Gegner Deutschlands.

Der Lamport & Holt-Dampfer „Veronese“ ist in der Nähe von Leixões bei einem heftigen Sturme auf Felsen gerannt. Er hatte außer der Besatzung 375 Passagiere an Bord. Es war wegen des Sturmes unmöglich, dem gefährdeten Dampfer von Leixões Hilfe zu senden. Der Dampfer „Hollandia“ des Holländischen Lloyd, welcher sich auf der Fahrt von Südamerika nach Amsterdam befand und von dem Unglück Kunde durch ein Radiogramm erhielt, steuerte sofort in die Nähe des Dampfers „Veronese“, er konnte aber wegen des Sturmes nichts zur Rettung des Dampfers tun, obwohl er sich fünf Stunden bei ihm aufhielt. Es gelang schließlich, vom „Veronese“ aus eine Kabelverbindung mit dem Lande herzustellen. Mittels des Kabels wurden in Körben 84 Passagiere gerettet, 16 sind ertrunken. Als die „Hollandia“ die Unfallstelle verließ, brach der „Veronese“ mitten entzwei. Die Bruchteile des Wracks dürften inzwischen von den Wogen verschlungen worden sein. (Die Angaben über die geretteten Passagiere sind auf keinen Fall richtig, denn wenn 16 ertrunken sind, müssen mehr als 81 gerettet sein. Die Red. d. D. Ztg.)

* * *

Wir erleben die letzte Phase des gewaltigen Ringens im europäischen Orient. So oder so: der Kampf wird bald zu Ende sein. Nehmen die Türken die Vorschläge der Großmächte an, dann ist alles erledigt; tun sie das nicht, dann gibt es noch einen Ansturm und die Hohe Pforte muß das unterschreiben, was sie jetzt unterschreiben kann. An die-

sem Wendepunkt ist es vielleicht nicht unangebracht, einen Blick zurückzuwerfen und deshalb lassen wir einen guten Kenner der Türkei, den Professor E. von Düring, der vierzehn Jahre lang in dem Lande gelebt, erzählen: „Die Korruption unter Abdul Hamid spottete jeder Beschreibung, die Einzelheiten sind für einen Europäer so unfaßlich, daß die Erzählung eigener Erlebnisse stets den Geruch einer Münchhausen-Uebertreibung zu bringen droht. Der größte Lump konnte unter Abdul Hamid durch Demütiation zu den höchsten Stellungen kommen, und Anstand und Talent waren die gefährlichsten Eigenschaften. Goltz' größtes Verdienst um die Türkei war es, daß er trotzdem wenigstens einigen Elitemenschen in der Armee den Begriff der Pflicht durch dick und dünn, der Liebe zum Vaterlande und der Treue gegen den Herrscher beizubringen vermochte. Ich weiß, daß Abdul Hamid sein Leben wesentlich diesem Einfluß der Goltz'schen Erziehung der Offiziere verdankt; daß sie Goltz schrieben: unsere Hände sind nicht mit dem Blute unseres Herrschers befleckt. Das bekamen Leute fertig, die niemals zur rechten Zeit ihr Gehalt bekamen und stets nur fünf bis sechs Monate im Jahre. Offiziere, die unter ihren Kameraden dreißigjährige Marschälle und siebzigjährige Leutnants sahen; Kameraden, die durch Verrat als Analphabeten zu den höchsten Stellen aufstiegen, und solche, die trotz jahrelanger Dienste unter der heißen Sonne Mesopotamiens, Syriens und Arabiens auch nicht eine Beförderung erlebt hatten. Briefe, die ich während meiner Tätigkeit in Kleinasien an Goltz schrieb, können es bezeugen, wie wir diese Leute in Zivil und Militär Achtung abnötigten, die trotz aller Korruption um sich herum, trotz aller Zurücksetzung und Ungerechtigkeit bewußt ihre Pflicht taten, weil es ihre Pflicht sei Gott und ihrem Lande gegenüber; ihre Pflicht taten unter Verhältnissen, unter denen es keinem von denen, die heute in der Presse zu schmähen wagen, je eingefallen wäre, ihre Pflicht zu tun; ich selbst, ich gestehe es ehrlich, würde verzichtet haben! Wie oft habe ich mit den Aeltesten in den Dörfern zusammengesessen — 80 Prozent, nicht der Zehnte, wurden ihnen durch die Steuern abgenommen; sie senkten über die Verwaltung; der Padischah weiß es nicht —, und sobald man sie rief, waren sie da zum Dienste des Vaterlandes, als gläubige Muselmanen. Und man rief sie oft! Dancrude Aufstände in Arabien; 40 Prozent der dorthin geschickten Mannschaften kamen in guten Jahren zurück; in schlechten waren es nur 15 bis 20 Prozent. All dieser Gut- und Blutsteuer stand an Leistung des Staates nichts, aber auch gar nichts gegenüber. Als der Griechisch-Türkische Krieg zu Ende war, hatten die Türken alles in allem 3000 Mann verloren; als der Friede geschlossen war, hatten diese Verhandlungsmonate sie 50 bis 60.000 Mann an Krankheiten gekostet! „Braucht man uns denn nicht mehr, daß man uns verkommen läßt?“ fragten sie einen meiner Aerzte. Wir Aerzte hatten nur morgens die Leichen auszulesen, sonst konnten wir nichts tun, denn es fehlte an allem, sagte mir derselbe Arzt.“

Professor E. von Düring fährt, nachdem er von der jungtürkischen Revolution gesprochen, fort: „Die Regierung, wenn man diese absolute Negation alles dessen, was Regierung ist, noch so nennen darf, hat sich zweifellos auf die absolute Sicherheit der Großmächte in der Erhaltung des Status quo in ihrer Untätigkeit gestützt und beruhigt. Sie ist deshalb, genau wie alle Welt, mit ganz wenigen Ausnahmen, die nicht gehört worden sind, durch den Ausbruch des Krieges überrascht. Die türkischen Armeen sind deshalb überrannt, ehe sie zur Besinnung kamen. So konnte dieses namenlose Elend, diese dem apo-

kalyptischen Todesengel vergleichbare Not über das Volk kommen. Wer wagt es, über Leute zu höhnen und diese Leute feig zu schelten, die seit Jahren fortwährend unter die Waffe gerufen, ohne etwas zu tun, in ihren einfachen, aber starken Gefühlen erschüttert, ohne jede Vorbereitung und von Hunger gequält nun nicht die Tapferkeit gezeigt haben, die sie so unendlich oft in der Geschichte bewiesen haben!“

Es ist einer großen erschütternden Tragödie letzter Akt, dem wir da beiwohnen und es wäre barbarisch, den Gefallenen, die das Schicksal zermalmt, zu höhnen.

Am Sonnabend wurde der türkische Minister des Aeußern von den Botschaftern Deutschlands und Italiens in Konstantinopel aufgesucht, die ihm empfahlen, in der Adrianopelfrage nachgiebig zu sein. Vor kurzem hieß es noch, daß der Dreißind den Balkanländern feindlich gegenüberstehe und jetzt bemüht er sich noch mehr als irgendeine Macht der Tripelentente, den Ansprüchen Bulgariens Geltung zu verschaffen.

Aus London kommt die Nachricht, daß die Großmächte entschlossen seien, energisch vorzugehen, um die Türkei zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Auf den guten Willen der Pforte dürfe man sich nicht verlassen, denn diese wolle die Angelegenheit nur hinausziehen.

Bei Tenedos soll zwischen einem griechischen und einem türkischen Geschwader eine Schlacht stattgefunden haben. Ueber das Resultat ist nichts bekannt. Es heißt nur, daß die griechischen Schiffe beschädigt worden seien.

Die Hohe Pforte hat die ihr zugestellte Kollektivnote der Mächte noch nicht beantwortet. Sie wird erst die Nationalversammlung einberufen und ihr die Vorschläge der Mächte unterbreiten. Man zweifelt nicht mehr daran, daß die Antwort eine Absage enthalten wird. Die Vertreter Bulgariens auf der Friedenskonferenz haben angesichts der Lage die Autorisation erhalten, nach der Abweisung der Kollektivnote durch die Hohe Pforte ihre Beziehungen zu der türkischen Delegation abzubrechen und direkt an den Generalissimus Sawow zu telegraphieren, daß er die Feindseligkeiten eröffnen soll. Nach einer englischen Version ist die Hohe Pforte selbst gar nicht abgeneigt, die Friedensbedingungen anzunehmen, aber sie riskiert es nicht, weil die Militärpartei es nicht zuläßt und mit der Revolution droht. Das Reich zu retten, ist diese Militärpartei nicht imstande; ihr Können reicht nicht einmal hin, um die kämpfenden Truppen auch nur mit dem Notwendigsten zu versehen, aber die Regierung schikanieren können die Herrschaften. Das ist wenig, aber immerhin etwas.

Die Pforte soll den Großmächten den Vorschlag gemacht haben, das Vilajet Adrianopel für neutral zu erklären; es soll aber unter der türkischen Landeshoheit bleiben. — Ueber die berühmte Kollektivnote hört man nichts.

Die Griechen haben den befestigten Platz Bizani angegriffen. Der Sieg soll den Griechen zugefallen sein.

Notizen.

São Paulo.

Der Kaffeemarkt in der letzten Woche. (Vom 13. bis 18. Januar.) In Santos eröffnete der Markt mit derselben Notierung, mit der er am Sonnabend der Vorwoche schloß: 7\$200 für Typ 7 und 7\$800 für Typ 1. Am Dienstag und Mittwoch stieg

der Preis um 50 Reis, um die nächsten Tage wieder auf den Stand vom Montag zurückzugehen. Die Stimmung war anfangs der Woche einigermaßen lebhaft, sie flaute aber Ende der Woche wesentlich ab. Es wurden in der Woche 101 304 Sack gegen 131 015 Sack in der Vorwoche verkauft, was einen Tagesdurchschnitt von 16 884 Sack gegen 21 835 Sack in der Vorwoche ergibt. Die Zufuhren bezifferten sich auf 89 356 Sack gegen 100 197 Sack in der Woche zuvor. Zufuhren seit 1. Januar 264 630 Sack; seit 1. Juli v. J. 7 415 029 Sack. Verkäufe seit 1. Januar 314 237 Saek; seit 1. Juli v. J. 4 876 876 Sack. Verschiffungen seit 1. Januar 655 898 Sack; seit 1. Juli 6 719 997 Sack. Vorräte in erster und zweiter Hand 2 033 800 Sack gegen 2 185 693 Sack in der Vorwoche und 2 521 015 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres.

Der Markt von Rio zeigte in der Woche wenig Bewegung, er hielt sich aber stetig auf Basis von 11\$800. Zufuhren seit 1. Juli v. J. 1 980 572 Sack, Verschiffungen 1 968 997 Sack. Vorräte in erster und zweiter Hand 159 533 Sack gegen 170 185 Sack in der Vorwoche.

Bankausweise. Die Abschlüsse der am hiesigen Platze etablierten Banken pr. Ende Dezember weisen abermals einer erheblichen Erhöhung der Kassenbestände auf, die dem November gegenüber ein Plus von 6.096:353\$ ergeben. Sie bezifferten sich Ende Dezember auf 85.640:329\$ gegen 82.332:146\$ Ende November und gegen 118.524:541\$ Ende Dezember 1911. Die Banken fuhren mit der Zurückhaltung im Diskontieren fort. Der Bestand an diskontierten Wechseln bezifferte sich Ende Dezember auf 150.321:707\$ gegen 155.571:459\$ Ende November. Die Depositen auf festes Ziel waren nahezu unverändert. Sie sind mit 58.382:609\$ für Ende Dezember und mit 59.768:684\$ aufgeführt.

Stadtverschönerung. Vor einigen Tagen wurde eine Strecke der Rua Ipiranga anfergessen. Es handelte sich um die Legung irgendeiner unterirdischen Leitung. Der dabei entstandene tiefe Graben wurde wieder zugeschüttet, aber die Wiederpflasterung der betreffenden Strecke und an die Wegschaffung der übrig gebliebenen Erde dachte kein Mensch. Der Regen kam und verwandelte den roten Lehm in einen dicken klebrigen Schlamm; da stellte sich wieder gutes Wetter ein und nun macht die Sonne aus dem Schlamm einen feinen Staub, der wie eine rote Wolke mit jedem Windhauch durch die Straße zieht. Es ist ein Bild von phantastischer Schönheit, wenn des Abends bei einsetzendem Winde der Staub in die Höhe wirbelt und liebevoll die Passanten umtanzt oder hinter jedem Automobil einherjagt. Da an der Ecke der Rua Ipiranga und der Rua Santa Ephigenia der größte Schlammhaufen steht, so ist der Staub dort am dichtesten und die Modewarenhandlung auf der anderen Seite hat jetzt nur noch rote Stoffe. Was morgens früh noch ganz schneeweiß ausgestellt wird, das ist bis Mittag schon etwas rötlich angehaucht und am Abend sieht so ein weißes Fraucakleid aus wie ein Kardinals mantel. Die jungen Mädchen, die in dem Geschäft arbeiten, haben abends keine bleichen Wangen mehr. Sie sind alle hübsch rot, was ja ganz schön wäre, wenn nur das Haar nicht auch dieselbe Farbe bekäme, und die am Morgen noch ganz schwarzen Locken sehen des Abends ganz rot aus.

Die Rua Ipiranga sieht heute am schönsten aus, aber auch die anderen Straßen desselben Viertels können sich sehen lassen. So ist die Rua Santa Ephigenia in ihrer ganzen Länge mit rotem Lehm überzogen, so daß wir unwillkürlich an unsere Heimatkolonie in Santa Catharina zurückdenken müssen. Gerade so sahen die Wege dort aus — rot, bei Regenwetter mit Schlamm, bei Sonnenschein mit Staub

bedeckt. Es ist für uns wirklich ein Hochgenuß, die fruchtbare rote Erde zu sehen, denn bei ihrem Anblick denken wir unwillkürlich daran, daß in einem solchen Boden der Mais gar wunderbar gedeiht und auch das Zuckerrohr. Für uns weckt der rote Schlamm und der rote Staub die Erinnerung an die längst entschwundene und auf einem wunderbaren Fleckchen Gotteserde verlebte Kindheit; der Europäer aber, der für solche koloniale Schönheit unempfänglich ist, denkt über den Staub ganz anders. Er ist inständig zu sagen, daß der Staub von einer merkwürdigen Buntheit Zeugnis ablegt.

Bericht der Handelskammer zu Hamburg über das verflossene Jahr. Uns liegt ein Abdruck des Berichtes vor, dem wir folgendes über Brasilien entnehmen, das sicherlich auch unseren Leserkreis interessieren wird: „Im allgemeinen gestalteten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse Brasiliens während des Berichtsjahres nicht ungünstig. Der Norden des Landes, besonders die Staaten Pará und Manaós, wurde allerdings durch die anhaltend niedrigen Gummipreise von einer lebhaften Entwicklung des Geschäfts zurückgehalten. Der hohe Stand, den die Preise für Kaffee unter verhältnismäßig unbedeutenden Schwankungen behaupteten, sicherte jedoch dem Lande in diesem seinem wichtigsten Produkt eine ertragreiche Verwertung. In einigen Provinzen, Pernambuco, Bahia, Ceará, wurde das Geschäft durch politische Unruhen, die im Zusammenhange mit den dortigen Präsidentenwahlen standen und zum Teil ziemlich blutig verliefen, zeitweise gestört und die Folgen zeigen sich, obwohl die Ruhe längst wieder hergestellt ist, noch immer in dem ungenügenden Eingang der Zahlungen aus dem Innern. Außer der Kaffeeernte lieferte auch die Ernte in Kakao befriedigende Ertragnisse, während die Tabakernte hinsichtlich ihrer Menge wenig befriedigte. In den Südstaaten ergaben die Hauptprodukte, Häute und Schmalz, gute Resultate. In Pernambuco und in Bahia wird an der Erweiterung der Hafenanlagen gearbeitet, wodurch Schwierigkeiten beim Löschen und Laden erwachsen; diese werden noch verstärkt durch die Gewohnheit mancher dortiger Kreise, die angekommenen Waren übermäßig lange in den Leichtern lagern zu lassen, anstatt sie baldmöglichst zu verzollen, woraus sich Leichtermangel und Verzögerungen in der Abfertigung der Dampfer ergaben. Es ist wünschenswert, daß die Bestrebungen, die sich auf Herbeiführung einer prompteren Verzollung der Importgüter richten, von Erfolg begleitet sein mögen. Wiederholte Streiks von Lastträgern in Santos und in Rio störten das dortige Geschäft in empfindlicher Weise. Brasilien fährt fort, eine außerordentliche Anziehungskraft für ausländisches Kapital auszuüben, wobei neuerdings nordamerikanisches Kapital, besonders im Eisenbahnbau, bei elektrischen Anlagen usw. eine erhebliche Rolle spielt. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht die große Ausdehnung der Brazil Railway Co. (Farquhar-Syndikat), die durch Ankauf von Aktien die Kontrolle eines großen Teiles der brasilianischen Bahnen zu erhalten suchte. Zwischen der Regierung und der Santa Catharina-Eisenbahngesellschaft ist ein neuer Vertrag zustande gekommen, der die Weiterführung und damit die Konsolidierung des Unternehmens erwarten läßt. Während seit längerer Zeit bekannt ist, daß Brasilien in seinem Innern große Schätze an reichen Eisenerzen besitzt, die aber hoher Gewinnungskosten und schwieriger Transportfragen wegen bisher unausgebeutet blieben, hat sich neuerdings in Deutschland und in anderen Ländern lebhaftes Interesse für die Vorkommen gezeigt; ein großes deutsches Hüttenwerks-Syndikat hat beträchtliche Erwerbungen an Erz-

feldern in dem Staate Minas Geraes gemacht und ein effektiver Export von Eisenerzen steht bevor. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses neue Produkt sich zu einem Faktor von Bedeutung im brasilianischen Export entwickelt. Der Wechselkurs bewegte sich in den engen Grenzen, die durch die Konversionskasse geschaffene Goldbasis von 16 d gezogen hat. Der Goldbestand der Kasse hat sich auf nahezu 25 Millionen Lstrl. gehoben. Ernste Beachtung verdienen die Austreibungen der Vereinigten Staaten von Amerika, die ihnen von Brasilien eingeräumten Zollermäßigungen nicht nur erhöht sondern auch auf eine Anzahl weiterer Artikel ausgedehnt zu sehen. Die Erhaltung des Exports nach Brasilien ist für verschiedene deutsche Industriezweige eine Frage von außerordentlicher Bedeutung, und es muß daher gehofft werden, daß es den vereinigten Vorstellungen der beteiligten europäischen Industriestaaten gelingen möge, weitere Schädigungen ihres Handels mit Brasilien durch Bevorzugung der Vereinigten Staaten zu verhindern. Wenn von letzteren zur Begründung ihrer Wünsche auf die Kaffeezölle der europäischen Staaten hingewiesen wird, so muß demgegenüber beachtet werden, daß trotz dieser Zölle von Europa um die Hälfte mehr Kaffee bezogen wird als von den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Jahre 1911 betrug die Ausfuhr von Kaffee von Brasilien nach den Vereinigten Staaten 4 159 000 Sack, nach Europa hingegen 6 039 000 Sack.“

Ueber Mangel an Polizisten beklagen sich die Bewohner der Rua Victorino Carmillo. Dort sind in der letzten Zeit verschiedene Diebstähle vorgekommen, denn die Fremde fremden Eigentums machen sich diesen Mangel zunutze und schreiten zur Expropriation. Am Montag abend hat der Bewohner des Hauses 44 A in seinem Hofe einen fremden Neger abgefaßt, der über seine Anwesenheit keine Auskunft geben konnte. Der Mann hat den Fremden festgehalten und ist auf die Suche nach einem Polizisten gegangen. In einer halben Stunde hat er aber keinen Ordnungswächter finden können. Zu guterletzt hat eine Gruppe von verdächtigen Gestalten das Hoftor erbrochen und hat den festgehaltenen Kameraden befreit. Wenn schon solche Dinge möglich sind, dann kann ja bald noch viel Schlimmeres passieren und man müßte für sofortige Verstärkung der Polizei sorgen, was doch nicht besonders schwer fallen dürfte, da São Paulo über eine ganz ansehnliche Polizeimacht verfügt.

Ertrunken. Der Tieté hat wieder ein Opfer gefordert. Am Dienstag fand man an der Ponte Grande die Leiche eines etwa 30-jährigen Mannes weißer Hautfarbe. Wie später festgestellt wurde, handelte es sich um den unverheirateten portugiesischen Maler José de Moraes, der am Tage vorher von seiner Wohnung in der Rua Müller weggegangen war, um im Flusse ein Bad zu nehmen. Nachdem sich der kleine Tieté als ein so gefährlicher Menschenverschlucker erwiesen hat, sollte das Baden ohne Korkweste überhaupt nicht mehr gestattet werden. Die Leute trauen sich mehr zu als sie können; sie glauben Schwimmer zu sein und sind es nicht.

Eisenbahnen. Innerhalb eines Monats soll zwischen São Paulo und Campinas ein neuer Zug eingeführt werden. Dieser Zug wird Campinas um drei Uhr nachmittags verlassen und um fünf Uhr abends hier eintreffen. Um sechs Uhr wird er wieder von hier abgehen und um acht Uhr in Campinas ankommen. Das bedeutende Anwachsen des Verkehrs zwischen beiden Städten rechtfertigt vollkommen diese Vermehrung der Züge.

Das Verbrechen in der Galeria de Crystal. Das Schwurgericht befaßte sich am Montag zum sechsten oder siebenten Male mit dem sensationellen Verbrechen in der Galeria de Crystal, das, obwohl nun schon vor vier Jahren verübt, vom Publikum noch immer nicht vergessen ist. Wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, wurde am 23. Februar 1909 der junge Rechtsanwalt Arthur Malheiros von der Lehrerin Albertina Barbosa, die er vor vier Jahren entehrt, erschossen. Ihr erst am Tage vorher angetraute Mann, Elisario Bonilha, soll ihr bei der Ausführung des Verbrechens behilflich gewesen sein. — Die Prozesse wurden getrennt und Albertina erschien allein vor dem Schwurgericht, das sie zu 24 Jahren Zellenhaft verurteilte. Die Verteidigung appellierte, Albertina kam noch einmal vor die Assisen und wurde freigesprochen; jetzt appellierte die Staatsanwaltschaft und der Prozeß wurde noch einmal an das Schwurgericht verwiesen und wieder erfolgte Freispruch und wieder wurde von der Staatsanwaltschaft appelliert. Am 25. November 1911 stand Albertina zum letzten Male vor den Geschworenen. Von der Entscheidung an jenem Tage hing ihr Schicksal ab, denn nach dem Spruch der letzten Jury war eine Appellation ausgeschlossen. Albertina saß bleich und nervös auf der Angeklagtenbank; ihr im Untersuchungsgefängnis geborenes Söhnchen spielte mit ihrem Rock. — Das Kind hatte keine Ahnung, um was es sich für seine Mutter handelte. Solange der Staatsanwaltvertreter Dr. Adriano Marrey Junior sprach, schien Albertina den Eindruck zu gewinnen, daß für sie alles verloren sei, denn der jugendliche Anwalt, der seine juristischen Sporen verdienen wollte, lieferte eine Anklage, die wirklich monumental genannt werden konnte. Auch das Publikum zweifelte nicht mehr daran, daß Albertina verloren war. Dieser Eindruck schwand aber vollkommen, als ihr erster Verteidiger, der noch sehr junge Dr. Castor Cobra, zu sprechen begann. Hätte der Anwalt um sein eigenes Leben kämpfen müssen, er hätte nicht wärmer sprechen können; er erblickte seine Ehrenpflicht darin, den Prozeß zu gewinnen, und er gewann ihn auch. Als Castor Cobra seine vierstündige Rede schloß, da zweifelte kein Mensch mehr daran, daß die Anklagebehörde ihre Sache verloren hatte, und der zweite Verteidiger, Dr. Cyrillo Junior, hatte fast nichts mehr zu tun. Albertina wurde zum letzten Male freigesprochen und verließ vor Aufregung weinend das Gerichtsgebäude. Einige Tage später stand ihr Mithelfer, Elisario Bonilha, vor den Geschworenen. Er wurde von Dr. Fernandes Coelho verteidigt; die Geschworenen sprachen ihn frei. Die Staatsanwaltschaft appellierte und die Appellation wurde vom Justiztribunal angenommen, das den Prozeß nochmals an das Schwurgericht verwies. Die Sache wurde hingezogen und erst am 20. Januar 1913, also nach mehr als einem Jahre, kam Bonilha wieder vor die Schranken. Nun wurde er von Dr. Castor Cobra und dem Bundesdeputierten Dr. Candido Motta verteidigt. Die Anklage wurde von dem dritten Staatsanwalt Dr. Mario Pires vertreten. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde Bonilha auch diesmal freigesprochen, und zwar mit acht Stimmen. Er bleibt noch zwei Tage im Gefängnis, um die Appellation abzuwarten; wird diese nicht eingereicht, dann kann er in Frieden ziehen, appelliert aber die Staatsanwaltschaft, dann kann er wieder vielleicht ein Jahr in Untersuchungshaft sitzen.

Dieser Riesenprozeß ist bezeichnend für unsere Verhältnisse. Das Verbrechen ist nicht schlimmer als viele andere auch, bei welchen der über sie berichtende Reporter unbedingt von Sinnesverwirrung oder Verteidigung der Ehre spricht; hier han-

delt es sich aber um die Ermordung eines jungen Mannes, der mit der Presse gut befreundet war, und deshalb wurde das Verbrechen dermaßen aufgebaut, als wäre etwas Aehnliches hier noch nie passiert und noch nie von denselben Reportern verteidigt worden. Arthur Malheiros ist tot und von Toten soll man nur Gutes sprechen, aber aus den Prozeßakten geht hervor, daß seine Rolle in dem sensationellen Drama die allerhäßlichste war, und wenn dem so ist, dann muß es der noch Lebenden wegen gesagt werden. Unsere Gesellschaft tat aber das Gegenteil; sie machte aus dem Verführer einen Engel und aus der Verführten eine Furie, um sich dann darüber zu entsetzen, daß die Geschworenen die Sache besser wogen und das Verbrechen leichter fanden, als das zur Wut aufgestachelte Publikum. Bezeichnend ist es auch, daß die beiden Angeklagten, die keinen Anwalt honorieren konnten, gerade erstklassige Kräfte als Verteidiger bekamen. Anderswo wäre das wohl kaum geschehen; hier gibt es aber doch noch altruistisch gesinnte Advokaten, die auch umsonst eine Riesearbeit leisten können.

Der Freispruch wurde nach Mitternacht gefällt; der Saal des Schwurgerichtes war aber noch überfüllt, denn man wollte wissen, welche Wendung der Prozeß nehmen werde. Der Spruch hat nicht befriedigt. Nach dem reichen Aktenmaterial kann man die Anklage nicht anrecht erhalten; nach der Verteidigung mußte sich jeder sagen, daß die Anklage glänzend widerlegt war, aber das Publikum ist nun einmal gegen Elisario Bonilha ebenso eingenommen wie gegen Albertina Barbosa, denn es kann sich nicht damit abfinden, daß eine Lehrerin, die das Glück gehabt hat, von einem Bachelier verführt, verleumdet und beschimpft zu werden, die Herrschaft über sich selbst verliert und zum Revolver greift. Wenn aber ein Medizinstudent seine Stiefmutter niederknallt, weil sie nicht schnell genug ein neues Bettuch herbeischaffen kann, dann steht dasselbe Publikum auf seiten des Mörders.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Am Sonnabend, den 18. Januar, erhielten wir von dem Sekretariat der Staatskammer die Einladung, zu der am 31. Dezember v. J. stattfinden letzten Sitzung des Kongresses beizuwohnen. Die Einladung hatte, wie man von der Datung ersehen konnte, volle einundzwanzig Tage gebraucht, um von der Abstempelungsabteilung nach unserem Postkasten zu gelangen. Die auf den Namen unseres Verlegers ausgestellte Einladung hatte einen günstigeren Wind gehabt, denn die traf zwei Tage vor der Sitzung, für die sie galt, bei uns ein. — In einundzwanzig Tagen macht man mit der größten Gemütlichkeit eine Reise von São Paulo nach dem Norden Europas; für unsere Abteilung reicht diese Zeit aber gerade hin, um einen Brief von der einen Abteilung nach der anderen zu schaffen und sie dort in einen Kasten zu werfen. Wir sind nicht die einzigen, denen es so ergeht. Am Montag, den 20. Januar, bestätigte einer unserer am Abend erscheinenden Kollegen, den Empfang einer Einladung zu einer am 12. ds stattgefundenen Feier. Unsere Post ist also auch unter die Rekordbrecher gegangen: sie will den Rekord in der langsamen Briefbeförderung schlagen und wir glauben, sie hat die besten Aussichten, in dem Wettstreit um den Preis der Bummelrei siegreich hervorzugehen.

Weisheit. Anlässlich der letzten nativistischen Deutschenhetze haben wir wiederholt den alten Hrn. Gama Rosa erwähnt, der die Manie hat, jeden Tag in der „Folha do Dia“ einen Artikel zu verbrechen. Als er seinen letzten Geburtstag feierte, veröffentlichte die genannte Zeitung eine kurze Biographie des „bedeutenden Mannes“ und meinte, daß, wenn

man seine täglichen Artikel sammeln und in Bänden erscheinen lassen würde, dann würde man ein Werk besitzen, das auf der Welt kaum etwas seines gleichen hätte — es wäre eine wahre Sammlung kostbarer Perlen. Eine Sammlung von Perlen allerdings, aber von wertlosen Glasperlen, ein Spielzeug für Kinder und ein Schmuck für Dummköpfe. — Wir haben die letzte Perle vor uns. Gama Rosa befaßt sich mit der neuerdings viel erörterten Frage der Anlegung ausländischer Kapitalien in Brasilien, und da er das Prinzip zu haben scheint, nur über solche Dinge zu schreiben, von welchen er nichts versteht, so zeichnen sich seine Anlassungen natürlich besonders durch einen großen Mangel an Verständnis aus. Zuerst konstatiert Gama Rosa im vollen Brustton der männlichen Ueberzeugung, daß es in Brasilien gegenwärtig nur an Kapitalien fehle; Arbeiter habe es bereits genug. Der brasilianische Arbeiter sei gelehriger und intelligenter als der europäische. Große Gesellschaften wie z. B. die Light könne alle Arbeiten mit nationalen Kräften ausführen; an Arme fehle es also nicht, sondern nur an Geld. Die ausländischen Kapitalisten seien zu mißtrauisch. Sie kämen hierher, um die wirtschaftlichen Verhältnisse kennen zu lernen und um hier Kapitalien anzulegen, aber nachher zögen sie sich zurück. Das seien nur Pseudo-unternehmer; ihr Herkommen sei nur ein „Bluff“, der mache aber keinen Effekt mehr, denn man kenne die Leute schon. Und doch wäre Brasilien wie kein anderes Land geeignet, großen Kapitalien eine lohnende Anlage zu geben, denn es sei sehr reich und seine Bevölkerung sei frei von jedem Chauvinismus. Dieses sagt Gama Rosa, nachdem in dem Bundeskongreß Herr Mauricio de Lacerda sich gegen die ausländischen Kapitalien heiser geschrien und nachdem man eine Untersuchungskommission eingesetzt hat, deren Zweck darin bestehen soll, festzustellen, ob manche ausländischen Kapitalien nicht gekündigt werden sollen. Alberto de Faria, der als ein vorzüglicher Kenner des brasilianischen Geldmarktes gilt, schreibt einen Artikel nach dem anderen gegen die ausländischen Trusts und Gama Rosa orakelt, daß Franzosen und Nordamerikaner nicht dazu zu bewegen sind, ihre Kapitalien in Brasilien anzulegen. — Vor kurzem hat noch der Mann geschrieben, daß sowohl in Rio wie in anderen Städten Brasiliens und hauptsächlich in São Paulo die Arbeit von den Fremden monopolisiert werde — sogar der Zeitungsverkauf und das Schuhputzen befinde sich fast ausschließlich in fremden Händen, und jetzt entdeckt er wieder, daß die Arbeiter der Light alle Brasilianer seien; am 15. Dezember vorigen Jahres schreibt er, seine eigenen Landsleute und sich selbst beleidigend, daß die Brasilianer eine degenerierte Rasse seien und zu gar nichts taugten, und am 18. Januar schreibt er, daß der brasilianische Arbeiter gelehriger und intelligenter sei als der europäische. — Wir erwähnen dieses nur, um zu zeigen, welcher Konfusionsrat dieser Mann ist, der bei jeder Deutscheutheze als große Autorität angerufen wird. Wenn er schon davon keine Ahnung hat, was um ihn vorgelut, wenn er nicht einmal weiß, was er selber vor wenigen Tagen geschrieben, wie soll er dann über das Deutschland in Santa Catharina ein richtiges Urteil fällen, das er nachweislich seit 32 Jahren nicht mehr gesehen hat! Von solchen Leuten bezieht unsere patriotische Presse das Futter, das sie wiederkaut, und damit will man noch Effekt machen.

Gefangener Verbrecher. Am 1. Dezember wurde in der Quinta Parada ein 16jähriges Mädchen von einem Portugiesen namens Mario Pedro Ferreira vergewaltigt. Um seinen Zweck zu erreichen, war Ferreira, ein junger Mann von 25 Jahren in der

Abwesenheit der Eltern in das Haus des Mädchens gedraugen und hatte sie mit einem Messer bedroht. Nach vollbrachter Tat flog er nach Rio de Janeiro und dort verlor die Polizei seine Spuren. Nach dem Ablauf von anderthalb Monaten hat Ferreira geglaubt, daß sein Verbrechen vergessen sei und ist nach São Paulo zurückgekehrt; nur seinen Namen hatte er gewechselt. Hier wurde er aber doch erkannt und die Polizei ließ ihn dieses Mal nicht entkommen.

Verbrannt. Die leidige Gewohnheit, Petroleum ins Feuer zu gießen, hat wieder ein Opfer gefordert. Die auf der Höhe von Ipiranga wohnhafte 14-jährige Amelia Maritano goß Petroleum auf bereits langsam verbrennendes Holz und dabei explodierte die Flasche. Das brennende Oel ergoß sich über den ganzen Körper des Mädchens und setzte ihre Kleider in Brand. Ihr Zustand ist hoffnungslos.

Tod den Fliegen! ist der Kriegsruf, der jetzt wieder von neuem in São Paulo angestimmt wird. Die Regierung und die Munizipalität werden aufgefordert, die Fliegenplage energisch zu bekämpfen, denn in diesen Insekten erblickt man mit vollem Recht die Ueberträger vieler ansteckender Krankheiten. Werden die Behörden aber etwas tun oder können sie überhaupt etwas tun? Die Fliegenplage kann nur dann mit Erfolg bekämpft werden, wenn man für die Reinlichkeit der Stadt sorgt und dieses ist in São Paulo nicht der Fall. Die Stadt wird nur „verschönert“ aber nicht reingehalten und deshalb ist an eine Vernichtung der Fliegen nicht zu denken.

Straßenreinigung. Vor einiger Zeit wurden in den zentralen Straßen und auf den offenen Plätzen ganz gefällig aussehende Kästen angebracht, die dazu dienen sollten, die wegzuwerfenden Papiere aufzunehmen. Die Idee, von der sich die Präfektur leiten ließ, war nicht schlecht, aber mit der Idee allein ist noch nichts getan, wenn man nicht dafür sorgt, daß die Kästen zu dem bestimmten Zweck auch benutzt werden. Wie es sich aber damit verhält, davon kann ein jeder sich überzeugen, der durch die Travessa do Commercio geht. Dort sieht man jetzt ebensoviel weggeworfenes Papier wie früher und die Kästen sind leer.

Ein Rückzug. Der in New York gegen die dort ansässigen Mitglieder des Valorisationskomitees wegen angeblicher Uebertretung der Sherman-Akte angestrengte Prozeß ist bekanntlich in seiner ersten Phase zugunsten der Eigner des in New York lagernden Valorisationskaffees entschieden worden. Die Beschlagnahme des Kaffees wurde rückgängig gemacht. Damit war aber der Prozeß noch nicht zu Ende, denn die Staatsanwaltschaft hatte Berufung eingelegt. Jedenfalls hätte man sich noch auf allerlei Ueberraschungen gefaßt machen können, zumal es bei der neuen politischen Konstellation in den Vereinigten Staaten keineswegs ausgeschlossen ist, daß das Anti-Trustgesetz verschärft und in daselbe eine besonders auf den Fall des Valorisationskaffees zugeschnittene Bestimmung eingeschmuggelt wird. Diplomatische Interventionen würden das kaum verhindern können. Bei dieser Sachlage und angesichts der Weiterungen, welche der Prozeß ohne Zweifel erfahren hätte, erschien ein Rückzug ratsam. Der Klügere gibt nach. Das Valorisationskomitee hat demgemäß im Einvernehmen mit der Staatsregierung und dem brasilianischen Botschafter in Washington beschlossen, die noch in New York lagernden 931 000 Sack freiländig zu einem einheitlichen Preise zu verkaufen. Das Geschäft ist bereits zustande gekommen. Die Käufer sind 68 Röstereien, welche in 20 verschiedenen Staaten der Union etabliert sind.

Das Komitee beschloß ferner von den in europäischen Häfen lagernden Vorräten insgesamt

300 000 Sack zu entäußern und zwar 100 000 Sack des Stocks von Havre und Marseille, 120 000 Sack des Stocks von Hamburg und Bremen, 30 000 Sack des Stocks von Rotterdam, 40 000 Sack des Stocks von Antwerpen und 10 000 Sack des Stocks von Triest. Das Komitee nimmt bis zum 3. Februar Verkaufsofferten für Partien von je 5000 Sack unter der Bedingung entgegen, sie abzulehnen, oder ganz bzw. teilweise anzunehmen. Die Offerten werden zurzeit veröffentlicht werden.

Dem Komitee ist bereits eine Offerte auf die ganzen 300 000 Sack auf Basis von 87 Franken pro 50 kg für good average (Typ 7) gemacht worden.

Weitere Verkäufe werden in diesem Jahre nicht gemacht werden.

Das Ausscheiden von über 1 200 000 Sack aus den sichtbaren Weltvorräten kann angesichts der vortrefflichen statistischen Lage des Artikels nicht anders als klärend und belebend auf die Markttendenz einwirken.

Erdrutsche an der Zentralbahn. Die anhaltenden Regengüsse im Innern, die schon vor Weihnachten begonnen haben und zeitweise sehr heftig sind, haben den Betrieb der Zentralbahn in unangenehmer Weise gestört. Sowohl in der Serra als auch auf den Strecken nach S. Paulo und nach Minas sind verschiedentlich Erdrutsche vorgekommen, die stundenlang die Strecke verschütteten und mehrfach eine Aufrechterhaltung des Betriebs durch Umsteigen nötig machten. Gestern und vorgestern fand neuerdings eine Störung dieser Art statt, und zwar zwischen den Stationen Moreira Cesar und Pindamonhangaba. Diesmal war es der Bahndamm, der auf eine Strecke von 50 Meter vom Regen unterwaschen war und nachgab. Infolgedessen erlitten alle Züge von und nach S. Paulo, die Luxuszüge eingeschlossen, erhebliche Verspätungen. Ereignisse dieser Art sind nicht nur bei der Zentralbahn, sondern bei fast allen brasilianischen Bahnen chronische Erscheinungen. Man hat die Sohle der Aufschüttungen vielfach zu schmal genommen, hat die Durchstiche zu steil angelegt, hat nicht für genügende Befestigung und genügenden Wasserabfluß gesorgt und die Wasserunterführung zu eng gebaut. Das war entschuldbar, da es galt, die Linien möglichst schnell ins Innere vorzustrecken, durfte aber nur als provisorischer Zustand angesehen werden. Nach und nach mußte ein Definitivum geschaffen werden, das den guten Regeln der Eisenbahn-Baukunst entsprach. Das ist aber leider nur in den seltensten Fällen geschehen, und die Folge sind die ewigen Verkehrsstörungen bei stärkeren Regengüssen. Bei Entre Rios ist der Betrieb sowohl der Zentralbahn als auch der Leopoldina in anderer Weise gestört worden. Dort ist nämlich eine Wasserhose niedergegangen, die nicht nur in den Kulturen und an den Häusern erhebliche Verheerungen anrichtete, sondern auch den Bahndamm an mehreren Stellen aufriß. Deshalb war auch der Verkehr mit Minas vorgestern und gestern nicht normal.

Telegraphverbindung. Heute um zwei Uhr nachmittags wird in Rio de Janeiro der neue vierfache Baudot-Apparat für die Rio-São Paulo-Linie dem Gebrauch übergeben.

Landwirtschaftliche Schule in Piracicaba. Die Paulistaner Staatsregierung hat den bekannten Minenser Professor Dr. Leonidas Botelho Damázio eingeladen, die Leitung der landwirtschaftlichen Schule in Piracicaba zu übernehmen. Der genannte Herr, einer der besten Naturwissenschaftler Brasiliens, hat bei der „Escola de Minas“ in Ouro Preto 35 Jahre lang eine erfolgreiche Lehrtätigkeit ausgeübt und ist vor kurzem pensioniert worden. Er hat seine Laufbahn sehr jung begonnen und steht

heute in einem noch sehr rüstigen Alter, so daß er noch lange Jahre der landwirtschaftlichen Schule und dem Staate São Paulo die besten Dienste leisten kann. Die Berufung dieses hervorragenden Fachmannes zur Leitung unserer ersten Ackerbauschule ist mit Freuden zu begrüßen.

Kuppelerei. Vor mehr als sechs Monaten wurde der Polizei Anzeige erstattet daß ein 15-jähriges Mädchen namens Brigida Maria de Lourdes von einem gewissen Antonio Joaquim Bello im Hause einer Frau Rosa Brunello in der Rua 25 de Março vergewaltigt worden sei. Die Untersuchung, die im Geheimen geführt wurde, kam erst dieser Tage zum Abschluß und hat wirklich schenßliche Dinge enthüllt. Rosa Brunello ist eine Zuhälterin, die ihren „Beruf“ recht gründlich versteht. Brigida Maria mußte auf dem Wege zur Arbeit jeden Tag an ihrem Hause vorbei und immer wieder wurde sie von der Megäre angesprochen, so daß sich zwischen ihnen eine gewisse Freundschaft etablierte. Eines schönen Tages lud nun die Frau das Mädchen ein, bei ihr zu bleiben, was Brigida Maria nichts Böses ahnend, auch tat. Rosa Brunello wollte nun das Mädchen prostituieren, aber es gab nicht nach. Deshalb machte das Weib Brigida betrunken und überlieferte sie in diesem Zustande Joaquim Bello. Nach der Vergewaltigung wurde Brigida ohne weiteres auf die Straße gesetzt. Jetzt hat der erste Staatsanwalt gegen Rosa Brunello und Joaquim Bello Anklage auf Knuppelei resp. Vergewaltigung erhoben.

Ein geheimnisvoller Fall. Ein bei der Companhia Antarctica Paulista seit nahezu zwölf Jahren angestellter Portugiese namens Joaquim José da Costa, der das volle Vertrauen der Direktion genoß und sich desselben stets würdig gezeigt hat, wurde vor einigen Tagen mit 18 Contos nach dem hiesigen Bundes-Steueramt gesandt, um Konsumsteuermarken zu kaufen. Costa ist seitdem spurlos verschwunden. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ihm irgend etwas zugestoßen, oder er das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Die Polizei telegraphierte in der Annahme, daß Costa mit dem Geld verdultet sein und sich nach Rio gewandt haben könnte, an die bundesstädtische Polizeibehörde mit dem Ersuchen, auf Costa zu fahnden und ihn eventuell festnehmen zu lassen.

Ein verliebter Narr namens Mario Chaves machte am Mittwoch abend einen Versuch, seine „Geliebte“ in ein besseres Jenseits zu befördern. Er ist seines Berufes nach Tischler und 25 Jahre alt; sie heißt Celestina Francisca de Souza, ist Mulattin und hat schon 35 Lenze ins Land ziehen gesehen. Trotz des ganz bedeutenden Altersunterschiedes war Chaves doch sterblich verliebt und wollte es nicht dulden, daß sie sich mit anderen einließ, obwohl seine Mittel nicht dazu ausreichten, sie zu erhalten. Wiederholt gab er sie auf, aber schon am nächsten Tage kehrte er wieder zurück. Am Mittwoch abend kam nun die Bombe zum Platzen. Sie wollte ihn nicht hereinlassen, er erzwang sich aber mit dem Dolch in der Hand den Eintritt und verletzte sie am Halse schwer. Zwischen beiden entspann sich ein Kampf, bei dem sich die Mulattin stärker zeigte als ihr Gegner, denn sie entwand ihm das Messer und brachte ihm an der Brust eine Stichwunde bei. Beide wurden in flagranti verhaftet und nach der Zentralpolizei gebracht. Der Zustand Celestinas ist nicht unbedenklich, die Verwundung Chaves ist dagegen leichter Natur.

Besuch Roosevelts. Der Ex-Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Theodor Roosevelt, wird im Monat Mai Brasilien besuchen. Er wird auch nach São Paulo kommen, um die Stadt zu sehen, wo sein Sohn, der Ingenieur Kermit Roo-

sevelt, als Beamter der „Brazilian Railway“ tätig ist. Von hier aus wird er den brasilianischen Süden besuchen, dann nach dem La Plata gehen, um sich nachher nach der Westküste des südamerikanischen Kontinents zu begeben. Er wird über den Isthmus von Panama nach Nordamerika zurückkehren.

Warnung. Nach einer Mitteilung aus Assuncion (Paraguay) ist ein gewisser Kurt Berendson, bisheriger Leiter der Zigarrenfabrik La Anglo-Paraguaya in Areguá, nach Begehung großer Unterschlagungen flüchtig geworden. Da sich der Genannte nach Brasilien begeben haben soll, erscheint es im Interesse der deutschen Geschäftsweit geboten, vor ihm zu warnen. Berendson wird beschrieben als ein Mann von mittlerer Größe, korpulenter Figur und gesundem Aussehen, mit schwarzem Haar und dunklen Augen. Er soll sich in Begleitung einer Italienerin befinden.

Deutsche Ueberseeische Bank (Banco Allentão Transatlantico). Die Rio-Niederlassung teilt durch Rundschreiben vom 10. ds. mit, daß am hiesigen Platze eine Filiale des großen Kreditinstituts am 1. Februar und zwar Rua Direita Nr. 10A, in Santos eine Filiale Rua 15 de Novembro Nr. 5, Mitte März, eröffnet wird. Einschließlich dieser Zweiggeschäfte wird die Bank Niederlassungen besitzen in Brasilien in Rio de Janeiro, S. Paulo und Santos; in Argentinien in Buenos Aires, Bahia Blanca, Cordoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé und Tucuman; in Bolivien in La Paz und Oruro; in Chile in Antofagasta, Arica, Concepcion, Iquique, Osorno, Santiago; in Peru in Arequipa, Callao, Lima und Trujillo, in Uruguay in Montevideo und in Spanien in Barcelona und Madrid.

Zum Zeichnen für alle brasilianischen Niederlassungen berechtigt ist der Direktor Herr Paul Richardz; für die Rio-Filiale sind ermächtigt pr. procura zu zeichnen (zwei zusammen) die Herren William Engelhard, Heinrich Wiedemann, Martin Spremberg, Karl Estag und Walter Wolff; für die Filialen von S. Paulo und Santos die Herren Leopold Lewin, Friedrich C. Sommer, Martin Spremberg und Julius Rothschild.

Die Deutsche Ueberseeische Bank hat ihren Sitz in Berlin und arbeitet mit einem volleingezahlten Kapital von 30 Millionen Mk. Der Reservefonds ist mit 8 Millionen Mk. dotiert.

Von der Zentralbahn. Ein dickes Fell ist eine gute Gottesgabe. Wenn Graf Paul Frontin nicht ein solches Fell hätte, dann wäre er schon längst an seiner einträglichen Stelle und die Contos würde ein anderer verdienen. Er hat aber diesen natürlichen Panzer, der ihn gegen die Hiebe der Kritik und die Nadelstiche der Satire schützt; er bleibt, streicht sein Riesengehalt ruhig weiter ein und läßt seine Zentralbahn fahren, wie sie nun eben fahren will. Die Presse ist müde geworden, über ihn zu schimpfen, er ist aber nicht müde geworden, die ihm anvertraute Zentralbahn zu ruinieren. Er ist also der Ueberlegene und trägt den Sieg davon. Jetzt wird aus São José dos Campos folgender Fall bekanntgegeben, der den Standpunkt bezeichnet, auf dem die Zentralbahn angelangt ist.

Eine Familie wollte von der genannten Stadt nach São Paulo übersiedeln. Alles war fix und fertig, aber man hatte nicht mit der Zentralbahn gerechnet. Die Möbelwagen wurden nach der Station geschickt; man machte sich bereit, den Staub São José dos Campos' von den Sohlen zu schütteln, als plötzlich die beladenen Wagen wieder auftauchten und vor der Tür der alten Wohnung hielten. Die Zentralbahn hatte keinen Platz gehabt und deshalb hatte sie die Möbel nicht befördern können. Die Familie mußte tagelang warten, bis auf der Bahn Platz geschafft wurde. So geschehen im Jahre des Heils 1913 in

der nahe bei São Paulo gelegenen Stadt São José dos Campos!

Spanische Einwanderung. Während Italien sich aus begreiflichen Gründen, wenn auch in durchaus nicht zu billiger Weise, gegen die Auswanderung nach Brasilien Stellung nimmt, scheint sich in Spanien ein Umschwung vorzubereiten. Auch dort war man in den letzten Jahren der Auswanderung nach Brasilien nicht besonders freundlich gesinnt, zumal seit der Marineleutnant Navarro, der als Vertrauensmann der spanischen Regierung São Paulo besuchte, seinen lügenhaften Bericht erstattet hatte. Den Bemühungen der Bundes- und der Paulistauer Staatsregierung ist es jedoch gelungen, eine freundliche Stimmung herbeizuführen. Nicht nur in der spanischen Presse ist der Umschwung bemerkbar, sondern auch in den Maßnahmen öffentlicher Körperschaften. So hat sich z. B. am 7. d. M. eine Kommission des Hispano-Amerikanischen Instituts im Kongreßgebäude vereinigt, um über die Möglichkeiten einer Belebung der Handelsbeziehungen zwischen Spanien und Südamerika zu beraten, und dabei wurde ausdrücklich auch Brasilien in die Reihe der Länder aufgenommen, über die Erhebungen angestellt werden sollen. Die Handelskammer von Cadix hat eine aus dem Bürgermeister, dem Senator Carranza und dem Präsidenten des Turismo bestehende Kommission beauftragt, die Einberufung einer Konferenz sämtlicher spanischer Handelskammern zu veranlassen, um über den Handel zwischen Brasilien und Spanien zu beraten. Alles weist darauf hin, daß die spanisch-brasilianischen Beziehungen sich wieder freundlicher gestalten. Spanien ist eben nicht in der glücklichen Lage Italiens, seine Auswanderung ins Ausland beschränken zu können, erstens weil es keine nahe, für europäische Massensiedlung geeignete Kolonie hat, und zweitens, weil seine Finanzen zu schlecht bestellt sind, als daß es die Remessen der Auswanderer entbehren könnte. Uns kann die spanische Einwanderung nur willkommen sein, denn die Leute sind arbeitssam, nüchtern und weniger zu Wideretzlichkeit und Exzessen geneigt, als die Süditaliener, im allgemeinen auch ehrlicher. Deshalb sollen weder unsere amtlichen noch unsere nichtamtlichen Kreise in den Bemühungen um die spanische Freundschaft nachlassen. Zugleich freilich müssen sie auch ein wachsames Auge auf die Argentinier haben, die ebenso wie in Italien auch in Spanien alles tun werden, um uns anzustechen. Darüber darf uns die allerschönste brasilianisch-argentinische Verbrüderungsfeier nicht hinwegtäuschen, denn in Geldsachen hört bekanntlich die Freundschaft auf — und wer die meisten Einwanderer heranlockt, das ist in eminentem Maße eine Geldsache, weil davon das Tempo der volkswirtschaftlichen Entwicklung abhängt.

Die Kaffeewalorisation. Im Anschluß an unsere gestrige Notiz betreffend Abstoßung der in New York lagernden Vorräte und Verkauf von 300.000 Sack in Europa stellen wir heute fest, daß der gesamte Valorisationsstock nach Abzug des in New York verkauften Kaffees sich zurzeit auf . . . 3.210.000 Sack und dessen Wert auf Basis der dem Valorisationskomitee gemachten Offerte von 87 Franken pro 50 kg zum Kurse von 15 d sich auf 166.962:000\$ beläuft.

Normalschule. Die Klassen des ersten Jahrganges der Normalschule sind dieses Jahr so überfüllt, daß sie auch nicht einmal die Hälfte der Kandidaten annehmen können. Man will hierin nun dadurch Hilfe schaffen, daß man sie in der neuen Normalschule in der Braz matrikuliert. Aus dieser Ueberfüllung der Normalschulen gewinnt man den Eindruck, als ob der Lehrerberuf nächst der Advokatur zu einem schlichten Wunsch unserer bil-

dungsfrohen Jugend werden sollte. Wie die männliche Jugend sich in die Akademie drängt, so strömt die weibliche Jugend ins Lehrerseminar. Die hunderte von jungen Mädchen, die jetzt die zwei Seminare der Staatshauptstadt besuchen, haben eine sehr geringe Aussicht, nach der Lernzeit eine Anstellung zu bekommen, denn die Volksschulen können nicht soviel Kräfte verbrauchen und so tritt auch hier die Ueberproduktion hervor.

Der Lloyd Brasileiro hat Pinheiro Machado für seine Reise nach Porto Alegre, wo er am 25. Januar der Regierungsübernahme durch Borges de Medeiros beiwohnen will, einen seiner besten Dampfer, den „Orion“, zur Verfügung gestellt. Dieser Dampfer pflegt sonst nicht nach Porto Alegre zu fahren, denn die Lagoa dos Patos ist bei seinem großen Tiefgang schwer passierbar. Es handelt sich also nicht um eine Freipassage, sondern um eine außerordentliche Fahrt, die eine ganz ansehnliche Anzahl von Contos kosten muß. Der Lloyd kann kaum seine Angestellten bezahlen; seinen Lieferanten bleibt er schuldig; für seine Passagiere kauft er aus Sparsamkeitsrücksichten das magerste Fleisch, wenn aber Pinheiro Machado nach dem Süden geht, dann hat derselbe Lloyd Geld genug, um dafür extra einen großen Dampfer auszurüsten. Pinheiro Machado ist seinerseits wieder bescheiden genug, diese Offerte anzunehmen, denn der Lloyd gehört ja der Regierung — also eigentlich ihm.

Die Light und die Präfektur treffen sich manchmal zusammen zu dem Zweck, die Geduld des Publikums auf eine recht harte Probe zu stellen. An den ersten drei Tagen dieser Woche war die Ecke der Rua São João mit der Rua Formosa aufgerissen und so blieb sie tagelang. Die Light legte dort ein neues Geleise und deshalb war die ganze Strecke für den Wagen- und Autoverkehr gesperrt. Jetzt arbeitet die Light wieder in der Rua Conselheiro Christiniano und wieder wird eine Straße versperrt, obwohl man das so einrichten könnte, daß die Arbeit vor sich geht, ohne den Verkehr zu schädigen. Der Light kann man nicht übel nehmen, daß sie tut, was ihr gestattet wird, aber der Präfektur ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie die Light auf diese Weise gewähren läßt. Jedem das Seine. Die Light hat vorläufig noch nicht die ganze Stadt gepachtet, und so haben auch noch andere Leute ein Recht auf die Straße und deshalb darf man es nicht zugeben, daß die Straßenbalngesellschaft tagelang eine Straße für sich allein in Anspruch nimmt.

Selbstmord. Am Freitag nachmittag erschloß sich in seiner Wohnung, Rua Asdrubal Nascimento No. 99, der Buchhaltergehilfe Thomaz d' Arcene. In einem an die Polizei gerichteten Briefe erklärt er mir, daß er freiwillig aus dem Leben scheidet und bitte, seine Leiche nicht zu sezieren. Den Grund seiner Verzweiflungsstat hat er nicht angegeben. Er wurde an dem Tage sechzig Jahre alt und war verheiratet.

Krieg den Waffen. Nach den aufsehenerregenden Verbrechen der Bonof'schen Bande erklärte die Pariser Polizei dem Revolver einen energischen Krieg, denn sie war jedenfalls nicht zu unrecht der Ueberzeugung, daß die Leichtigkeit, mit der man Schußwaffen anschaffen konnte, nicht wenig zu der Entwicklung des Apachentums beitrug. Jetzt will die Polizei der französischen Hauptstadt ihre Maßregeln noch verschärfen und sehr streng darauf achten, daß weder Schußwaffen noch Messer getragen werden. Ein höherer Pariser Polizeibeamter hat sich sehr ausführlich darüber ausgelassen, welches Unheil nur durch den Unfug des Waffentragens entsteht. Früher verprügelten sich die Streitenden mit ihren Stöcken oder sie gebrauchten ihre Fäuste, sagt er, seitdem aber die Waffen billig

und allgemein geworden sind, greift man bei jeder Kleinigkeit zum Revolver oder zum Dolchmesser und die Folgen sind in der Regel schrecklich. Es kommt zum Totschlag oder zur gefährlichen Körperverletzung. Und das ist noch nicht alles. Auch das Gesindel trägt Waffen und das stärkt seinen Unternehmungsmut. Der Vagabund wird durch die Leichtigkeit, sich einen Revolver anzuschaffen, zum Raubmörder; die Verbreitung der Waffen züchtet das Verbrechertum.

Die Ausführungen der französischen Autorität auf dem Gebiete der Kriminalistik werden im Auszuge von der hiesigen Presse wiedergegeben und sehr zustimmend kommentiert, denn die Zustände in unseren Städten sind denen in Paris ziemlich ähnlich. Auch hier ist der Unfug des Waffentragens sehr groß und auch hier können ähnliche Beobachtungen gemacht werden. Wenn nicht drei Viertel, so doch ganz sicher die Hälfte der hier an Leib und Leben verübten Verbrechen sind darauf zurückzuführen, daß man dem Unfug des Waffentragens nicht gesteuert hat. Würden wir die Annalen des hiesigen Schwurgerichtes nachschlagen, dann würden wir in einem einzigen Jahre mehr als hundert Fälle zusammenzählen, wo einer dadurch, daß er einen Revolver bei sich trug, das Leben seines Mitmenschen gefährdet oder auch zerstört hat, und all diese Fälle ließen sich vermeiden, wenn man den Leuten das Waffentragen abgewöhnen könnte. Die Polizei hat wiederholt Anläufe gemacht, mit diesen gefährlichen Unfug aufzuräumen, sie hat aber nicht die notwendige Unterstützung gefunden und deshalb hat sie auf die Fortsetzung des Kampfes verzichtet. Jetzt wird von unseren landessprachlichen Kollegen bestätigt, daß fast alle männlichen Personen hier Waffen tragen und nicht nur Revolver, sondern auch Dolch- und Rasiermesser — also eine vollkommene Banditenausrüstung. Wenn nun irgendwo ein Streit entsteht, dann denkt keiner daran, seine Fäuste zu gebrauchen, sondern greift sofort nach der Waffe und gibt es nicht eine Leiche, so gibt es doch einen Schwerverwundeten.

Wie soll man nun mit diesem Unfug aufräumen? Zuerst sollte man anordnen, daß Waffen nur an solche Leute verkauft werden, die einen Waffenschein haben. Das Verkaufen der langen Dolchmesser sollte überhaupt verboten werden, denn diese sind nicht als Waffen zur Selbstverteidigung zu betrachten. Wer einen Revolver ohne die Vorweisung des Waffenscheines verkauft, der soll mit Geldstrafe belegt werden. Dann sollte aber auch dafür gesorgt werden, daß die schon im Besitze von Privatleuten befindlichen Waffen nach der Polizei wandern. Es ist nicht besonders schwer festzustellen, ob jemand einen Revolver in der hintersten Hosentasche trägt oder in der inneren Brusttasche ein Rasiermesser, und wo diese Feststellung gemacht wird, dort sollte der Betreffende ohne Ansehen seines Standes und seiner Person zur Polizei geladen werden. Schon die Möglichkeit, von der Polizei schikaniert zu werden, würde manchen veranlassen, die Waffen zu Hause zu lassen. Es ist unserer Ansicht nach nicht unmöglich, das Waffentragen zu verbieten oder wenigstens einzuschränken, aber Energie und viel guter Wille gehört dazu. Unsere Polizei und Justiz sollen aber, wie es tagtäglich versichert wird, diese Eigenschaften in ganz hervorragendem Maße besitzen und demnach wäre hier ja dasselbe möglich wie in Paris.

Konsularkorps. Wie wir erfahren, ist Herr Konsul Dr. von der Heyde während des weiterenurlaubes des Kaiserlich Deutschen Generalkonsuls Herrn Münzenthaler mit der Verwaltung des Generalkonsulates in Rio de Janeiro beauftragt worden. Herr Konsul Dr. von der Heyde wird sich etwa

Mitte Februar nach Rio begeben. Zur Leitung der Geschäfte des hiesigen Konsulats wird Herr Konsul Will aus Bahia hier eintreffen.

Aviatic. Am Sonnabend nachmittag machten die italienischen Flieger, Brüder Rapini, einige gute Rundsflüge über die Stadt. Am Sonntag nachmittag stiegen sie vom Rennplatz in der Moóca auf und führten verschiedene Evolutionen aus. Sie steuerten ihre Apparate sehr elegant und sicher und ernteten von dem zahlreichen Publikum einen wohlverdienten Beifall.

Familiennachricht. Herr José S. Machado d'Oliveira und Frau Alzira S. Machado d'Oliveira zeigen die Verlobung ihrer Tochter Marieta mit Herrn Guilherme Kawall an. Unseren Glückwunsch.

Traurige Hochzeit. Am Sonnabend nachmittag ereignete sich ein überaus trauriger Fall. Ein Herr Renato Stefala begleitete seine Schwester zur Trauung. In demselben Wagen, in dem die Braut und ihr Bruder fahren, saß auch ein 5jähriges Söhnchen Stefalas. Stolz darauf, in einem eleganten Wagen fahren zu können, wollte der Knabe sich allen Passanten zeigen und beugte sich zum Fenster hinaus. Die Tür scheint schlecht geschlossen gewesen zu sein, denn sie ging plötzlich auf und der kleine Stefala fiel so unglücklich heraus, daß ein Rad über ihn hinwegging. Der Tod trat sofort ein, denn dem Kinde war das Genick gebrochen. — Die Trauung fand trotzdem statt. Die Hochzeitsfeier konnte aber nicht abgehalten werden und anstatt sich zu vergnügen, wachten die Eingeladenen bei der Leiche des verunglückten Kindes. — Der Kutscher des Hochzeitswagens wurde verhaftet, ihm trifft aber keine Schuld, denn das Unglück wurde durch den kindlichen Leichtsinns des kleinen Verunglückten selbst herbeigeführt.

Der Ackerbausekretär inspiziert. Herr Dr. Moraes Barros nimmt es sehr ernst mit den Aufgaben seines Amtes und gönnt sich kaum Ruhe. Gestern reiste er nach Piracicaba, um der Eröffnung der neuen Kurse in der landwirtschaftlichen Schule beizuwohnen und diese, welche teilweise umgebaut worden ist, zu besichtigen.

Schadenfeuer. Am Sonntag morgen brannte das Modengeschäft der Firma J. Marques & Co., Rua São João Nr. 178, nieder. Das Feuer wurde zu spät bemerkt, so daß die allerdings sehr pünktlich erscheinende Feuerwehr nichts mehr ausrichten konnte. Das Geschäft stand sehr gut. Die Lagerbestände waren alle neu und ihr Wert betrug angeblich mehr als die Versicherungssumme. Ueber den Ursprung des Brandes herrscht noch die größte Unklarheit. Der Chef des Hauses behauptet, um sieben Uhr abends das Geschäft verschlossen zu haben. Nachher ist kein Mensch mehr in dem Hause gewesen und beim Weggehen des Personals wurden alle Lichter ausgelöscht.

Ertrunken. Am Sonntag nachmittag um zwei Uhr ertrank beim Baden im Tieté ein Ziegelerbeiter namens Benedicto. Seine Leiche konnte noch nicht gefunden werden. Das Unglück geschah in der Nähe der Ponte Grande. — Zwei Stunden später fand man in der Nähe von Penha im Tieté die Leiche eines etwa fünfjährigen Jungen. Die Identität des Kleinen konnte nicht festgestellt werden.

Eisenbahnunglück. Am Sonntag nachmittag ereignete sich auf der Station Itapetininga ein Unglücksfall, der sehr leicht einen erschreckenden Umfang hätte annehmen können. Der Passagierzug, der um halb sechs Uhr morgens die Hauptstadt verlassen hatte, kam angefahren und stieß auf einen stehenden Lastzug. Man hatte die Weiche falsch gestellt. Das für den Passagierzug bestimmte Geleise war geschlossen, das andere, auf dem der Lastzug stand, dagegen offen. Bei dem Zusammenstoß

wurden zwei Lokomotiven zerstört und einige Wagen schwer beschädigt. Mehrere Passagiere wurden verletzt, vier sogar ziemlich schwer. — Die Sorocabana Railway macht sich, das muß man ihr lassen. Wird nicht durch die Verlotterung der Linie ein Unglück herbeigeführt, dann sorgen die Weichensteller dafür, daß man diese Linie, die mit der Zentralbahn um den Rekord der Unglücksfälle kämpft, nicht vergesse. Die Reklamationen gegen den schlechten Betrieb verhallen ungestört, und auch die Staatsregierung, die sich redlich bemüht, die Gesellschaft zur Ordnung zu rufen, richtet gegen sie nicht viel aus.

Straßenreinigung. Der gute Regengott hat sich redlich bemüht, unserer Stadtverwaltung etwas Sinn für Reinlichkeit beizubringen, aber das hat alles nichts genutzt. Der andauernde und starke Regen hat den Straßenschmutz in den Rinnsteinen zusammen gespült und es wäre ein Leichtes gewesen, diesen Schmutz auf die Wagen zu laden, aber die Präfektur hat nicht daran gedacht. Jetzt trocknet die Sonne wieder den Schlamm und bald werden wir wieder den dicksten Staub haben, der sich denken läßt. Und dieses geschieht alles in der „verschönerten“ Großstadt São Paulo, deren Präfekt, wie es noch neulich hieß, die Absicht habe, ein neues Chikago zu schaffen. Diese Absicht ist ja löblich und gut, aber vorläufig wäre es besser, wenn Herr Baron Duprat eine Ehre darin sehen würde, eine Stadt zu verwalten, die in der Reinlichkeit Campinas gleichkommt. Dadurch würde er sich wohl keinen Platz in der Geschichte sichern, aber wohl seine elementarste Pflicht erfüllen und das wäre auch etwas wert.

Selbstmord. Am Sonnabend morgen trank die in der „Pensão Ideal“ wohnhafte Halbweltlerin Analia Soares de Oliveira eine Portion Lysol. Die Assistencia wurde zwar sofort herbeigerufen, aber sie konnte keine Hilfe mehr bringen, denn die eingenommene Menge des Giftes war zu groß gewesen, um durch Gegenmittel neutralisiert werden zu können. In kurzer Zeit war Analia eine Leiche. Sie hat die Verzweilungstat deshalb verübt, weil ihr Geliebter sie verlassen hatte und sich mit einer anderen Frau, Branca Dornelles, hielt, die in derselben „Pensão“ wohnt. Als diese nun von dem traurigen Ausgang der Affaire erfuhr, wollte sie auch mittels Lysol diese Welt verlassen, aber man konnte das noch rechtzeitig verhindern. — Nachdem die Apotheker mit dem Verkauf von Cocain vorsichtiger sind, greifen die lebensmüden Dämchen zu dem furchtbaren Lysol, das jetzt die besten Ansichten hat, das Mordgift zu werden.

Postschönheiten. Die Paketabteilung wird immer schöner. Neulich hat ein Herr hier zwei Kataloge einer ausländischen Fabrik erhalten. Der Zoll betrug nach dem Gewicht 150 Rs., die Zollbeamten der Paketabteilung rechneten aber solange herum, bis aus den 150 Rs. 48200 wurden. Außerdem hatte der Betreffende, da er selbst keine Zeit hatte, stunden- und tagelang auf dem Amte zu warten, eine Vollmacht ausstellen müssen, die ebenfalls Geld kostete und so betrug die Gesamtspeise beinahe 108000. Was will man da noch mehr?

Light und die Municipalwahl. Herr Alberto de Faria, der in der flumienser Presse gegen die Trusts schreibt, hat das Gerücht aufgebracht, daß die Light and Power in São Paulo die Absicht habe, alle ihre Angestellten, Motorführer, Kondukteure und Arbeiter als Wähler eintragen zu lassen. Bei der nächsten Municipalwahl würden dann diese großen Scharen aufmarschieren und für solche Stadtverordnete stimmen, die sich dazu verpflichten, für die von der Light verlangte Verlängerung der Kontrakte einzutreten. Dieses Gerücht hat einen

hiesigen Patrioten in Harnisch gebracht und er verlangt, daß die „Junta de Alistamento“ genau darauf achte, damit die Light nicht ihre Kreaturen in die Wählerschaft einschmuggele und von den politischen Chefs verlangt er, daß sie — erwachen. Das ist alles wohl sehr gut und schön, aber auch ebenso unnötig. Wie Alberto de Faria es wissen sollte, ist erst kurz vor dem Schlusse der Legislaturperiode in dem Staatskongreß ein Gesetz angenommen worden, das die Rechte der Munizipien, Privilege zu erteilen, beschränkt. Dieses Gesetz ist von dem Staatspräsidenten bereits bestätigt worden, und somit ist der Munizipalität von São Paulo auch die Möglichkeit genommen, den Wünschen der Light and Power zu entsprechen. Die Anstrengung würde der Gesellschaft also gar nichts nützen, oder aber müßte sie nicht nur die Munizipalität auf ihre Seite ziehen, sondern auch das Staatsgesetz umstossen, und dazu reicht ihre Kraft nun doch nicht aus. Das hätte Alberto de Faria wissen sollen. Der paulistaner Patriot hätte aber außerdem noch daran denken sollen, daß eine solche Massenqualifizierung, wie die von Faria befürchtete, in São Paulo nicht gut möglich ist. Als Wähler kann nur ein des Lesens und Schreibens Kundiger eingetragen werden, und wir zweifeln nicht daran, daß auf diese Bestimmung hier geachtet wird. Die Arbeiter der Light dürften aber zum größten Teil Analphabeten sein. Auch unter den Motorführern dürften sich viele befinden; die wegen der genannten Bestimmung nicht in die Wählerliste aufgenommen werden können. Mit den Kondukteuren steht es ja besser, aber die Zahl würde durch das Auscheiden der Arbeiter und eines Teiles der Motorführer so zusammenschrumpfen, daß, auch wenn alle qualifizierten Angestellten der Light vor der Urne aufmarschieren würden, sie die erwünschte Entscheidung nicht herbeiführen könnten. Der Patriot hat sich umsonst aufgeregt.

Rekord im Kaffeeverladen. Der Lamport & Holt-Dampfer „Dryden“, der am Sonnabend Santos verließ, nahm nach New York 134.824 Sack Kaffee mit. Damit ist der bisherige Rekord im Kaffeeverladen geschlagen worden. Die größten Ladungen waren bisher 131.756 Sack, mitgenommen von dem Dampfer „Pontos“ am 17. Oktober 1906, 130.166 Sack, verladen auf den Dampfer „Silvia“ am 17. Dezember 1901, 125.918 Sack mit Dampfer „Rosetti“ abgefahren am 20. November 1900.

Automobilismus. Die Chauffeure sorgen nach wie vor, daß die Polizeichronik nicht zu arm ausfalle. Am Sonntag wurden nicht weniger als drei Unfälle der Polizei zur Kenntnis gebracht. Um sieben Uhr abends wurde in der Rua Barão de Itapetininga der 8jährige João Suplicy überfahren und ihm dabei der linke Fuß gebrochen. Der Junge stieg gerade aus einem Straßenbahnwagen, als das Auto Nr. 884 vorbeiraste. Der Chauffeur, ein gewisser Giro Nardelli, wurde in flagranti verhaftet. — Eine Stunde später wurde in der Rua Major Diogo ein kleiner schwarzer Junge von einem Auto erfaßt und lebensgefährlich verletzt. Das Auto verschwand so schnell, daß man seine Nummer nicht feststellen konnte. Um ein Uhr nachts rannte das Auto 1045, als es einem Straßenbahnwagen auswich, gegen die Tür des Hauses Nr. 10 der Rua Florencio de Abreu und zertrümmerte sie. Im Wagen saß eine Frau, die nicht unerheblich verletzt wurde. Das Auto selbst wurde stark beschädigt. Der Chauffeur schiebt die Schuld auf den Motorführer des Straßenbahnwagens, aber er scheint doch selbst der Schuldige zu sein, denn der Bond befand sich wohl auf seinem Geleise und konnte deshalb das Auto nicht anfahren. — Wenn die Chauffeure schon anfangen, die Haustüren einzufahren, dann wird man

wohl bald nicht einmal in seinem Schlafzimmer sicher sein.

Die Verschönerungsmanie greift immer mehr um sich. Jetzt heißt es allen Ernstes, daß die Rua Direita zwischen den Straßen Badaró und São Bento zu einem Platz erweitert werden soll. Wozu ein solcher freier Platz im engsten Zentrum der Stadt notwendig ist, daß mögen die Eingeweihten wissen, der profanen Welt und den Steuerzahlern, die für diese Millionenauslage aufkommen müssen, ist das ein Geheimnis. Eine Stadt braucht freie Plätze, aber São Paulo hat deren die Menge und es ist auch nicht das geringste Bedürfnis vorhanden, im Zentrum noch ein Häusergeviert niederzureißen. Auf der anderen Seite der Rua Libero Badaró soll ja die große Praça Anhangabalú entstehen und es ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum denn auf beiden Seiten einer und derselben Straße freie Plätze stehen sollen. Gleich neben dem Anhangabú-Tale ist der Platz des Munizipal Theaters; etwa zweihundert Meter weiter ist die Praça da Republica und etwas seitwärts ist der Largo do Paysandú. Die zentrale Stadt hat also Plätze schon mehr als genug, aber Herr Baron Duprat will noch mehr haben, so daß man versucht ist, ihm die Maßnahme zu empfehlen, die Kaiser Nero traf, um ein neues Rom bauen zu können — er braunte das alte nieder. Wenn schon, denn schon! Man lasse das ganze Stadtzentrum vom Largo und von der Rua Boa Vista bis Libero Badaró niederreißen und baue dann auf dem freien Platze Kohl — dann wird man doch einmal Ruhe haben. — Auch die Rua Barão de Itapetininga soll jetzt erweitert und zwar um sechs Meter auf allen beiden Seiten. — In der Bekanntgabe der neuen Pläne haben wir nur eins vermißt: Die Präfektur hat nichts darüber verlauten lassen, daß sie die Vorstadtstraßen, in welchen bei schlechtem Wetter die großen Autos der Assistencia stecken bleiben, pflastern lassen will und ebenso hat sie vergessen, anzuführen, daß sie für die Straßenreinigung zu sorgen denkt.

Automobilismus. Das schnelle Fahren hat wieder ein Opfer gefordert. Am Montag abend lief der 8jährige Alfredo Pinto über die Rua dos Imigrantes, als er von dem Automobil 1039 angefahren wurde. Ihm wurde der linke Schenkel gebrochen. Der Chauffeur, ein gewisser Antonio Longo, zog den schwer verletzten Jungen unter den Rädern hervor, bestieg die Maschine und jagte davon, den Verwundeten auf der Straße zurücklassend.

Vor etwa zwei Jahren verbot der damalige Justizsekretär die Ansammlungen auf der Rua 15 de Novembro. Gegen diese sehr verständige Maßnahme wurde ein Habeas Corpus eingereicht und diejenigen, die in dem Ansammlungsverbot eine Freiheitsberaubung erblickten, gingen sogar bis ans Oberste Bundesgericht, aber sie wurden mit ihrem sonderbaren Habeas Corpus-Gesuch glatt abgewiesen. Die Paulistaner Polizei hatte somit in allen Instanzen gewonnen, aber trotz alledem stand sie von der Durchführung ihrer Maßnahme ab und heute denkt auch kein Mensch mehr an das sehr zweckmäßige Verbot. Es sollte erneuert werden. Die Herrschaften, die vor dem Café Guarany, vor dem Progredior oder an der Ecke der Rua 15 de Novembro und Praça Antonio Prado herumstehen, ihre Geschäfte abschließen oder ihre Erlebnisse erzählen, können sich auch anderswo versammeln, wo sie ihren Mitmenschen, welche die Straße als eine Verkehrsader ansehen, nicht lästig fallen. Das Herumstehen in den Straßen ist nicht nur störend, sondern auch das Gegenteil von großstädtisch. In grossen Städten pflegt das Publikum sich nicht auf der Straße zu versammeln, um Witze zu erzählen oder den lieben Menschen zu bekräfteln; nur in Dörfern und in kleinen Städtchen besteht diese Sitte und da

die Paulistaner auch noch auf der Straße in Gruppen herumstehen, so ist das ein Zeichen, daß unsere Mitbürger sich noch nicht zu Großstädtern erzogen haben.

Verkehrserleichterung. Die Light and Power hat sich entschlossen, die Straßenbahnwagen, die bisher durch die Rua São Bento nach den Vorstädten zurückkehrten, durch die Rua Libero Badaro fahren zu lassen. Diese Maßnahme wurde mit dem größten Beifall begrüßt, denn von ihr erwartet man eine bedeutende Verkehrserleichterung. Diese Erleichterung wird ja eintreten, aber sie wird nicht eine so bedeutende sein wie man sie erwartet. Der Verkehr in den zentralsten Straßen der Stadt wird nach wie vor schwierig sein. Eine bedeutende Verkehrserleichterung wird nur dann eintreten, wenn das Publikum begreifen wird, daß die Straße kein Versammlungsort, sondern eine Verkehrsader ist. Die herumstehenden gestikulierenden Gruppen stören den Verkehr ungemein und manehmal hat man geradezu den Eindruck, als müßte man sich durch eine große Versammlung den Weg bahnen. Würde man den Gruppen den Aufenthalt in den zentralen Straßen verleißen, dann würde man nicht einmal halb soviel Menschen auf der Straße sehen wie jetzt und der Verkehr könnte glatt vor sich gehen.

Bundeshauptstadt.

Die Einwanderung, die im vergangenen Jahre lebhafter war als gewöhnlich, scheint auch in diesem Jahre in unverminderter Stärke anhalten zu wollen. Mit dem Dampfer „Köln“ des Norddeutschen Lloyd kamen 36 russische Familien mit zusammen 229 Köpfen (also durchweg sehr zahlreich), die nach den Bundeskolonien im Süden wollen. Der Royal Mail-Dampfer „Ortega“ und die „Ville de Rouen“ von den Chargeurs Réunis brachten 240 Einwanderer verschiedener Nationalität, die sich teils nach dem Norden, teils nach dem Süden wenden. Dieselben beiden Dampfer hatten 107 portugiesische Familien mit 538 Köpfen für den Staat S. Paulo an Bord. In der Einwanderer-Herberge auf der Blumen-Insel befinden sich augenblicklich 1071 Einwanderer. Hoffentlich halten die folgenden Monate, was der Januar verspricht, denn wir können gar nicht genug Arbeitskräfte hereinbekommen.

Nach fünf Jahren verhaftet. Vor etwa fünf Jahren wurde in Piquete an einem 60jährigen Mann namens João Vieira von einem Portugiesen Cesar Gonçalves Diniz Raubmord verübt. Der Mörder verschwand und erst nach drei Jahren entdeckte man seine Spur in Rio de Janeiro. Als die Polizei auf ihn die Hand legen wollte, war er wieder verschwunden. Vor kurzem wurde die Polizei aber wieder informiert, daß der Verbrecher in Gnarema bei São Paulo arbeite. Man forschte nach und entdeckte unter den bei der Zentralbahn beschäftigten Maurern wirklich einen Portugiesen, auf den das Signalement paßte. Er nannte sich jetzt Cesar August. Die Polizei behielt den Mann im Auge und so erfuhr sie, daß er nach São Paulo übersiedelte. Am Donnerstag wurde er nun hier verhaftet und nach Lorena geschickt. Er leugnet, mit dem verschwundenen Cesar Gonçalves identisch zu sein und vorläufig hat man gegen ihn keine anderen Beweise, als die Ähnlichkeit mit dem gesuchten Verbrecher. In Lorena wird sich der Fall jedenfalls aufklären.

Von der Post. Der Bundespräsident hat am Mittwoch ein Gesetz bestätigt, das die Vermehrung des auf der hiesigen Post beschäftigten Personals verfügt. Eine solche Vermehrung war un-

bedingt notwendig, denn das Personal reicht hier wahrhaftig nicht aus. Die Verteilung und Expedition der Korrespondenz geht mit einer Langsamkeit vor sich, die in einer Kleinstadt noch möglich ist, hier in der großen Handelsstadt aber nicht geduldet werden darf. Die Presse leidet ganz besonders unter der Sammeligkeit der Post. Die Rio-Zeitungen werden sehr spät verteilt. Man bekommt sehr oft die Abendblätter zusammen mit den Morgenblättern. Die Zeitungen aus den anderen Staaten kommen häufig erst nach einigen Tagen den Adressaten in die Hände. Mit der Verteilung der hiesigen Blätter an die Abonnenten ist dasselbe Elend. Wir setzen alles daran, um unsere Zeitung täglich vor 12 Uhr Mittag zur Post zu bringen, damit dieselbe noch am Nachmittag verteilt wird, aber leider werden die Blätter sehr häufig erst am nächsten Tage den Abonnenten zugestellt. Gegenwärtig ist es das Consolação-Viertel, das von der Post besonders vernachlässigt wird — wenigstens bekommen wir immer Reklamationen, daß unser Blatt mit einer Verspätung von 24 Stunden zugestellt werde. Sehr häufig findet unser Expeditionsbote, wenn er fünf Stunden nach der Ablieferung der für die Stadt bestimmten Blätter, die nach dem Innern adressierten Pakete zur Post bringt, die erste Sendung noch ungeöffnet auf den Tischen des Verteilungsdepartements liegen. Der Mangel an Personal soll an diesem wirklich unhaltbaren Zustand schuld sein. Wir glauben das auch sehr gern, aber gerade deshalb erwarten wir von der Vermehrung des Personals eine entschiedene Verbesserung des Dienstes. Trifft dies nicht ein, dann werden wir nur noch einen Mangel an gutem Willen annehmen können.

Ein guter Fang ist der Pariser Polizei gelungen. Ihr sind an 9. ds. drei Weiber ins Garn gegangen, die den südamerikanischen „Markt“ mit jungen Mädchen versorgten. Nach der Verhaftung wurden sie von einander getrennt und dies führte dazu, daß sie sich verrieten. Zuerst sagten sie alle aus, daß sie die jungen Mädchen für südamerikanische Modehäuser engagieren; nach den Adressen dieser Häuser gefragt, wußten sie aber nicht zu antworten. Nur eine nannte verschiedene Adressen von Häusern in Buenos Aires, als aber die Polizei sich bei der argentinischen Gesandtschaft erkundigte, erfuhr sie, daß solche Häuser zwar existieren, aber keine Modengeschäfte, sondern Bordelle sind. Das Interessanteste bei dem Falle ist, daß die Polizei eine umfangreiche Korrespondenz beschlagnahmte konnte, regelrechte „Bestellungen von Ware“ und diese „Bestellungen“ kamen aus fast allen größeren Städten Südamerikas; selbstverständlich waren auch São Paulo und Rio darunter vertreten. Die Polizei wird jetzt nach den Absendern der „Orders“ fahnden und sie abschieben.

Bevölkerungsbewegung. In der letzten Woche starben in der Hauptstadt 192 Personen. Von den Todesfällen entfielen 113 auf Kinder unter zwei Jahren und 27 an ansteckende Krankheiten. — Im gleichen Zeitraum wurden 60 Ehen geschlossen und 272 Geburten registriert.

Ein unangenehmes Abenteuer hatte der portugiesische Hausangestellte José Manuel da Silva. Er kam am Mittwoch von Santos, um hier Stellung zu suchen, aber er fand keine. Der junge Mann — Manuel ist erst 18 Jahre alt — hatte nicht einmal soviel Geld bei sich, daß er in einem Hotel hätte übernachten können. Er blieb auf der Straße und spazierte bis nach 12 Uhr nachts umher allein in der großen fremden Stadt. Um etwa ein Uhr morgens befand er sich auf der Praça Antonio Prado und lehnte sich dort an einen Baum, als er von einem alten Manne angesprochen wurde. Auf

die höfliche Frage, was er so spät auf der Straße tue, erzählte Manuel seine ganze Leidensgeschichte und war froh überrascht, als der Unbekannte ihm ein Zimmer anbot. Beide gingen nach der Rua São Bento Nr. 28. Manuel war totmüde und legte sich sofort hin. Es dauerte aber nicht lange, da wurde er von seinem unbekanntem Beschützer angertelt. Dieser stellte ihm nun unsittliche Anträge, die jener entrüstet zurückwies. Der Alte wurde zudringlich und Manuel wehrte sich. Schließlich zog der perverse Mensch ein Messer und verletzte den Jüngling am Halse. Auf das Hilfesgeschrei Manuels ließ ihn der Alte los und verschwand. Die Polizei erschien nun und nahm den Verletzten in Gewahrsam. Sein Zustand ließ seine Ueberführung nach der Santa Casa für notwendig erscheinen.

Von der Leopoldina. Die Leopoldina Railway ist, ebenso wie die Companhia Docas de Santos und gewisse andere Gesellschaften, dafür bekannt, daß sie auf alle Verträge pfeift und tut und läßt, was ihr beliebt. Erst kürzlich haben wir daran erinnert, daß die Bahngesellschaft bis heute den Verpflichtungen, die der für sie so überaus günstige Vertrag von 1909 ihr auferlegte, zum großen Teil noch nicht nachgekommen ist. So sind z. B. weder die zehn Zugpaare für den Verkehr mit Petropolis eingeführt, noch ist die Fahrzeit verkürzt worden. Jetzt wird bekannt, daß die Leopoldina gewissen Firmen im Innern, die sich gut mit ihr bzw. ihren Beamten zu stellen wissen, Vorzugstarife bewilligt! Auf diese Weise werden die übrigen Kaufleute an dem betreffenden Platze schwer geschädigt, denn wer billigere Frachten hat, der kann natürlich auch billiger verkaufen als die Konkurrenz. Zu diesem neuesten Skandal veröffentlicht die „Folha do Commercio“ in Campos ein Schreiben der Firma Ximenes, Santos & Co. in Macahé. Danach gewährt die Leopoldina in Macahé ihren Vorzugstarif zwei Geschäften. Ximenes, Santos & Co. haben sich deswegen beschwerdeführend an den Verkehrsminister gewandt, der ihnen am 21. Dezember erwiderte: „Die Linie von Nieheroy nach Campos, zu der die Station Macahé gehört, ist staatlicher Konzession. Obwohl die diesseitige Inspektion also nichts mit der Linie zu tun hat, so hat der Chef des 7. Bezirkes der Direktion der Leopoldina dennoch die Reklamation übersandt. Die Direktion erklärte, daß sie der Regierung des Staates Rio einen Vorschlag über diese Angelegenheit unterbreiten werde.“ Man darf gespannt sein, was für ein „Vorschlag“ das sein wird. Bis jetzt ist er noch nicht unterbreitet worden, obwohl schon ein Monat verstrichen ist.

Hydro-Aeroplane. Mit dem Lanport & Holt-Dampfer „Vestris“ sind aus den Vereinigten Staaten die Flieger Mc. Culloch und Wildman eingetroffen, die das neueste Modell des Hydro-Aeroplans von Curtiss mit sich führen. Sie wollen in der Guanabara-Bai in den nächsten Tagen verschiedene Aufstiege unternehmen, zu denen sie den Bundespräsidenten und die Spitzen der Militär- und Marinebehörden eingeladen haben. Der Curtiss'sche Aeroplan gehört zu dem neueren Typ, der nur noch ein Boot führt, anstatt der zwei, die bei den ersten Apparaten gebräuchlich waren. Das Vorhandensein nur eines Bootes macht den Hydro-Aeroplan nicht nur stabiler, sondern bringt auch eine wesentliche Gewichtsverminderung mit sich. Der Apparat, den die Herren Mc. Culloch und Wildman mitbrachten, ist mit einem Achtzylinder-Motor von 80 Pferdekraften ausgerüstet und vermag mit zwei Passagieren 80 Kilometer in der Stunde zurückzulegen. Da den Yankees daran liegt, die Bundesregierung zur Bestellung Curtiss'scher Hydro-Aeroplane für Armee und Marine zu veranlassen, so sollen die Fahr-

ten kriegsmäßig ausgestattet werden: Bombenwerfen, Schießen nach dem Ziel, Photographieren, Botenflüge und Erkundungsflüge sollen zur Ausführung gelangen. Die Flieger rechnen dabei auf die Mitwirkung von Offizieren des Heeres und der Marine, die sie auf diesen Fahrten begleiten sollen. Wenn wir erst einmal wieder ein Heer und eine Marine haben werden, die diesen Namen verdienen, so werden wir allerdings auch Lenkballons und Aeroplane gebrauchen. Ob dann aber die Wahl gerade auf die Curtiss-Maschine fallen wird, braucht uns heute noch keine Kopfschmerzen zu machen, denn man fängt den Bau eines Hauses nicht beim Dache an. Immerhin sollte niemand sich die Gelegenheit entgehen lassen, die Flüge Curtiss'scher Aeroplans sich anzusehen.

Ein Nachklang zur Meuterei des Seebataillons. Während der angstvollen Dezembertage des Jahres 1910, als die Meuterei des Seebataillons und des Aufklärers „Rio Grande do Sul“ ausgebrochen war und jedermann erwartete, daß auch die übrigen Kriegsschiffe sich wieder anschließen würden, besetzten die Bundestruppen das Kloster und den Hügel von São Bento, weil von hier aus die Cobra-Insel beherrscht wird. Wesentlich den hier aufgestellten Batterien und Maschinengewehrkompanien, deren Offiziere und Mannschaften nebenbei bemerkt vom Kloster in aufopferndster Weise gepflegt wurden, ist es zu danken, daß die Erhebung so schnell gedämpft werden konnte. Dabei hat aber das Kloster erheblichen Schaden erlitten, denn begreiflicher Weise wurde es das Hauptziel für die Geschütze und Gewehre der Meuterer. Die Banlichkeiten, die Bibliothek und die Kunstschatze wurden zum Teil zerstört. Das Kloster schätzte den Schaden auf 175 Contos und ersuchte die Regierung um Entschädigung. Diese wurde ihm jedoch unter dem Vorwande verweigert, daß der Staat für bei Aufständen erlittene Schäden nicht haftbar sei. Das Kloster sah sich daher schließlich zur Klage gezwungen. Nachdem zwei gerichtliche Besichtigungen ergeben hatten, daß der Schaden noch höher zu bewerten sei, hat vorgestern der Bundesrichter den Fiskus zur Zahlung der 175 Contos nebst Zinsen und Kosten verurteilt. In der Urteilsbegründung führt er aus, daß der Schaden entstand, weil die Regierung das Kloster besetzte. Das sei eine zeitweise Enteignung, die dem Staate in Ausübung seines Hoheitsrechtes zweifellos zustehe, die ihm aber nach den bestehenden Gesetzen auch verpflichtet, für allen aus dieser Enteignung herrührenden Schaden aufzukommen. Wir glauben, daß die Regierung sich bei dieser Entscheidung, die nicht mehr als recht und billig war, beruhigen und nunmehr die Entschädigung zahlen wird.

Não pode! „Não pode! Sie dürfen nicht!“, ist der klassische Ruf, den man in den Straßen der Bundeshauptstadt oft zu hören bekommt, wenn die Polizei eine Verhaftung vornehmen will, mit der die Volksmenge nicht einverstanden ist. Von allen Seiten ertönt dann das „Não pode!“, an dem sich die Schreier gegenseitig erhitzen, bis ihre Haltung so drohend wird, daß die Polizei mehr als einmal schon nachgegeben hat, wenn sie nicht rechtzeitig Verstärkung erhielt oder wenn die „Lustige Witwe“ - mit welchem Namen der Volksmund den Gefangenenwagen belegt - nicht schleunigst den Delinquenten den Blicken der Menge entzieht. Es ist das die halb unbewußte Reaktion des Volkes gegen die Staatsgewalt, die man in allen Ländern beobachten kann, bei uns noch verstärkt durch die energielose Gutmütigkeit und wahllose Weichherzigkeit, die in Brasilien den Verbrechern das Leben so leicht macht. „Não pode!“ war auch der Ruf, der gestern Nacht die Rua dos Invalidos in

Aufruhr versetzte. Dort wollte ein Polizist einen Trunkenbold verhaften, der zu nachtschlafender Zeit einen Mordslärm verursachte. Der Betrunkene setzte sich zur Wehr und überhäufte den Hüter der öffentlichen Ordnung mit einer Flut von Schimpfreden. Wie durch einen Zauber öffneten sich überall die Fenster: Familien, Junggesellen aus der Villa Rio Branco und Dämchen aus den zahlreichen „Pensionen“ steckten die Köpfe heraus und begannen „Não pode!“ zu rufen. Bald füllte sich auch die Straße mit allerlei zweifelhaften Gestalten, und obwohl dem Polizisten ein paar Kollegen zu Hilfe kamen, wäre es beinahe zum Handgemenge gekommen, wenn nicht endlich, nach einer halben Stunde, die „Lustige Witwe“ auf der Bildfläche erschienen wäre. Dem Gefangenenwagen wurde zwar noch eine riesige „Ovation“ dargebracht, aber dann wurde die Straße ebenso schnell wieder still, wie sie sich belebt hatte. Ein Großstadtbild . . .

Die bestohlenen Oberrichter. Die öffentliche Unsicherheit in Rio ist unter der glorreichen Polizeidirektion des Herrn Belisario Tavora so groß geworden, daß nicht einmal die Amtsgebäude während der Dienststunden mehr sicher sind. Große Heiterkeit erregte es, als vor etwa drei Monaten im Gebäude der Polizeidirektion am hellen Tage gestohlen wurde. Aber auch vor den geheiligten Hallen des Obersten Bundesgerichts haben die Diebe nicht den mindesten Respekt mehr. Zu wiederholten Malen sind sie während der Sitzungen des Gerichtshofes in die Garderobe eingedrungen und haben Schirme und Stöcke der Oberrichter gestohlen. Da die Spitzen unserer Justiz ihrem hohen Einkommen entsprechend gern Schirme und Stöcke mit goldenen Griffen und Knöpfen tragen, so ist das natürlich ein recht einträgliches Geschäft. Nachdem vorgestern wiederum ein solcher Diebstahl verübt worden war — diesmal waren die Herren Godofredo Cunha und Amaro Cavaleanti die Opfer — hat der Präsident des Obersten Bundesgerichtes energische Vorstellungen bei Herrn Belisario Tavora erhoben. Der unglückselige Polizeichef hat dem auch sofort laut Polizeibericht, Maßnahmen getroffen, um die Diebe zu fangen. Kriegen wird er sie natürlich nicht.

Die Folgen der Eifersucht. In der Rua Matoso 40 spielte sich ein bedauerliches Ehedrama ab, dessen Verlauf noch nicht völlig aufgeklärt ist, dessen Ursache aber in der Eifersucht gesucht werden muß. In jenem Hause wohnt mit seiner Familie der französische Mechaniker José Legey. Er war vor 14 Jahren nach Brasilien gekommen und hatte bald darauf eine Brasilianerin, Hercília de Paiva, geheiratet. Lange Jahre lebten die beiden in bestem Einvernehmen. Legey, ein arbeitsamer Mensch, verdiente genug zum Unterhalt der allmählich um fünf Kinder vermehrten Familie, und D. Hercília trug zur Vermehrung des Einkommens bei, indem sie schneiderte. Vor etlicher Zeit aber krenzte den Weg Legeys eine andere Frau, die den Frieden der Familie störte. D. Hercília merkte bald an dem veränderten Benehmen des Gatten, daß ihm eine andere Liebe gefesselt haben müsse, vermochte jedoch lange nichts Positives festzustellen. Schließlich ging sie wiederholt dem Manne nach und traf ihn endlich an Arme der Nebenbuhlerin. Sie tat nun das Verkehrteste, was eine Frau in solchen Fällen tun kann: sie begann ihrem Manne Szenen zu machen. Die Folge war, daß Legey sich ihr immer mehr entfremdete und ihr sogar drohte, er werde sie verlassen. Seitdem lebte D. Hercília in furchtbarer Aufregung, denn da ihr Temperament nicht zuließ, daß sie sich beherrschte, so fürchtete sie beständig, ihr Mann werde seine Drohung wahr machen. Vorgestern sollte Legey eine Arbeit auf dem Dampfer „Ipiranga“ be-

ginnen und rüstete sich deshalb morgens zum Ausgehen, in seinen Koffern herumkramend. D. Hercília in ihrer nervösen Ueberreizung glaubte, der Moment sei gekommen, wo Legey sie verlassen werde, und begann ihm wieder eine heftige Szene zu machen. Allmählich geriet auch Legey in Wut und bedrohte seine Frau mit dem Revolver. Diese fiel ihm in den Arm, und während sie um die Waffenspitzen, ging der Schuß los. Die Kugel drang dem Mechaniker ins rechte Ohr, und er stürzte blutend zu Boden. Wie von Furien gepölselt eilte D. Hercília aus dem Hause, lief die Rua Matoso entlang bis zum Largo do Matadouro, wo sie einen Polizisten traf, den sie beim Arme ergriff und mit lauter Stimme anrief: „Verhaften Sie mich, ich bin eine Mörderin, ich habe meinen Gatten getötet.“ Der Polizist brachte sie in einem Automobil nach der Wache des 15. Polizeibezirkes, wo sie ihre Worte wiederholte. Mehr war jedoch nicht aus ihr herauszubringen, in einem solchen Zustande nervöser Ueberreizung befand sie sich. Mit Mühe gelang es, wenigstens ihre Wohnung zu erfragen, wohin sich der diensttuende Polizeikommissar schlenkern begab. Er fand Legey noch auf dem Boden liegend, bewußtlos, umgeben von seinen armen fünf Kindern, deren ältestes 12 Jahre zählt, während das jüngste dreijährig ist. Die Kinder weinten bitterlich und wußten sich keinen Rat. Der Polizeikommissar ließ sofort ein Ambulanzauto rufen, das den Verwundeten nach der Santa Casa brachte. Das Verhör der Kinder und des Dienstmädchens ermöglichte der Polizei, den Fall so zu rekonstruieren, wie wir ihn oben dargestellt haben. D. Hercília selbst konnte noch nicht vernommen werden. Doch läßt sich mit einiger Gewißheit annehmen, daß es sich wirklich um einen Zufall handelte.

Katholische Partei. In der letzten Zeit ist viel die Rede gewesen von der Gründung einer katholischen Partei, einer Art Gegenstück zum deutschen Zentrum. Besonders in der Paulistauer Diözese Campinas hat man die Gründung eifrig betrieben, und der dortige Bischof hat sich sogar über die Angelegenheit interviewen lassen. Jetzt werden die dem Klerum nahestehenden Blätter zu der Erklärung ermächtigt, daß der brasilianische Episkopat augenblicklich die Gründung einer katholischen Partei nicht für angebracht und opportun hält, daß er dagegen die Gründung von Wahlvereinen billigt. Die Bischöfe lassen den Katholiken die Freiheit, sich irgend eine der bestehenden politischen Parteien anzuschließen, und verlangen nur, daß sie, durch die Wahlvereine instruiert, nach den Vorschriften des katholischen Gewissens stimmen. Die Wahlvereine ihrerseits aber werden, das hat der Bischof von Campinas gesagt, von den Diözesenbischöfen instruiert werden, und an ihrer Spitze wird überall als geborener Großwähler der Pfarrer stehen. Nach den Aeusserungen ebendesselben Bischofs werden die Katholiken den Vorschriften, die ihnen die Bischöfe über ihre politische Haltung geben werden, unbedingt zu folgen haben. Das ist nichts anderes als eine Reinkultur dessen, was man in Deutschland Ultramontanismus bezeichnet. Die Kirche geht über ihre religiösen Aufgaben hinaus und mischt sich in rein weltliche Angelegenheiten, den Gläubigen auch auf politischem Gebiete ihren Willen auferlegend. Das ist etwas, was wir unter keinen Umständen gutheißen können und was auch gar nicht im wohlverstandenen Interesse der Kirche liegt. Was die katholische Kirche fordern muß, ist Freiheit der Religionsübung, und diese ist ihr durch die Verfassung der Republik in vollem Umfange gewährleistet worden. Bisher hat noch keine Regierung daran gedacht, ihr diese Freiheit einzuschränken. Im Gegenteil haben brasilische Bischöfe und andere hervorragende Geistliche schon

mehr als einmal erklärt, daß die Kirche unter dem republikanischen Regime mit seiner Trennung von Kirche und Staat weit besser fahren als unter dem Kaiserreich, wo der Katholizismus Staatsreligion war. Wie viel besser, das hat gestern der Bischof von Goyaz in einem Danktelegramm dokumentiert, das er an den Bundespräsidenten richtete, weil er in Ausführung eines Kongreßbeschlusses der Diözese Goyaz ihr Seminargebäude zurückgab, das seit langem sich in Regierungsbesitz befand. Unter dem Kaiserreich wäre dergleichen undenkbar gewesen; das gab der Kirche nichts heraus, was es einmal in Besitz genommen hatte, obwohl die Regierungsgrundsätze nicht positivistisch, das Staatsoberhaupt nicht Freimaurer und der Minister des Innern nicht eifriger Anhänger Augusto Comtes war. Geht es also der katholischen Kirche unter der Republik ausgezeichnet? Wenn das nicht der Fall, sondern wenn die Freiheit der Kirche bedroht wäre, so wäre der Zusammenschluß der Gläubigen zur Verteidigung ihrer religiösen Interessen natürlich. So aber bedeutet die Bewegung nur eine mutwillige Herausforderung der Gegner. Denn es ist ganz klar, daß Positivisten und Freidenker regieren werden. So ist es leicht möglich, daß die Bischöfe mit ihren Herrschaftsansprüchen auf einem Gebiete, das der, dessen Reich nicht von dieser Welt war, ihnen nicht anvertraut hat, einen Kulturkampf heraufbeschwören, der vielleicht ähnlich wie in Frankreich nicht mit einem Siege der Kirche endigt. Nebenbei ist das Vorgehen des Episkopats nicht sonderlich ehrlich. Er leitet die Gründung einer eigenen katholischen Partei ab, fordert aber, daß die Katholiken bei den Wahlen seinen Direktiven folgen. Das heißt zu deutsch: er wünscht zwar die Macht, denn die anderen Parteien werden, wenn sie die Stimmen der vom Episkopat befehligten Katholiken gewinnen wollen, sich den Forderungen der Bischöfe fügen müssen; aber er weist die Verantwortung von sich, die ihm eine eigene Partei, wenn sie zur Regierung gelangte, anferlegen würde! Macht ohne Verantwortung, in diesem Falle sogar unter Abwälzung der Verantwortung auf andere, ist unehrlich und unsittlich.

Gummivalorisation. Die Superintendencia da Borracha hatte vor mehreren Monaten ein Ausschreiben erlassen, in dem Angebote zur Errichtung von Gummiraffinerien und Fabriken von Gummiswaren eingefordert wurden. Die Frist für die Angebote ist abgelaufen und heute wird im Bureau der Superintendencia da Borracha (Rua da Alfandega No. 32) die Oeffnung der Offerten stattfinden. Der Landwirtschaftsminister hat zur Prüfung der Angebote eine Kommission eingesetzt, deren Vorsitzender der Superintendent, Herr Raymundo Pereira da Silva, ist und der als Mitglieder die Herren Ingenieur J. Simão da Costa, Dr. Daniel Henniger und Dr. Eugen Tisseradot, Professoren am Polytechnikum, Silvino de Faria, Direktor des Besiedelungsamtes, José Bezerra Cavalcanti, Direktor des Indianer-Schutzdienstes und Ingenieur Domingos José da Silva Cunha von der Intendantur angehören.

Selbstmord in der Kaserne. In der Kaserne des 3. Infanterieregiments, das im ehemaligen Kriegsarsenal untergebracht ist, ertönte vorgestern früh um 6 Uhr ein Schuß, der die ganze Kaserne alarmierte. Der wachhabende Offizier eilte sofort nach den Schlafräumen, von wo der Schuß zu kommen schien, und fand im Schlafräume der ersten Kompagnie des achten Bataillons den Sergeanten José Guedes Ferreira in einer Blutlache auf dem Boden liegen. Der Sergeant hatte mit dem Dienstgewehr einen Selbstmordversuch verübt. Die Kugel hatte ihm den Unterkiefer und den rechten Oberkiefer zerschmettert und war nahe beim rechten Auge herausgekommen. In hoffnungslosem Zustan-

de wurde Guedes Ferreira ins Armeelazarett überführt, wo er im Laufe der Nacht verstarb. Die Ursache des Selbstmordes soll in schlechter Behandlung seitens eines Hauptmanns bestehen, mit dem der Sergeant wiederholt heftige Auseinandersetzungen hatte.

Bismarck, Moltke, Roon. Das „Jornal do Commercio“ veröffentlichte einen Aufsatz seines mit dem Pseudonym Santo Thyrso zeichnenden, in London domizilierten Mitarbeiters, der den Titel „Zum Gedächtnis eines großen Toten“ führt und sich mit der Kaiserin Eugenie und Napoleon III., mit Bismarck, Moltke und Roon beschäftigt. Dieser Aufsatz wird namentlich Bismarck in einer Weise gerecht, die man in der lusobrasilianischen Presse nicht häufig findet und die deshalb besonders hervorgehoben zu werden verdient. Daß sich Santo Thyrso tatsächlich selbständig mit dem Studium der Geschichte jener Epoche befaßt hat, geht auch daraus hervor, daß er die Bedeutung Roons richtig zu schildern weiß.

Deutsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vieira ant. Rua dos Invalidos Nr. 119). Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr; am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst um 7½ Uhr.

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gestündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons. Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toilettenseife. Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit größtem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen!

Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säfteentmischung, Hautausschlägen. Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen. Glänzende Zeugnisse.

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhaltlich in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer Spezialitäten in ganz Deutschland

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

Aufruhr versetzte. Dort wollte ein Polizist einen Trunkenbold verhaften, der zu nachtschlafender Zeit einen Mordslärm verursachte. Der Betrunkene setzte sich zur Wehr und überhäufte den Hüter der öffentlichen Ordnung mit einer Flut von Schimpfreden. Wie durch einen Zauber öffneten sich überall die Fenster: Familien, Junggesellen aus der Villa Rio Branco und Dämchen aus den zahlreichen „Pensionen“ steckten die Köpfe heraus und begannen „Não podel“ zu rufen. Bald füllte sich auch die Straße mit allerlei zweifelhaften Gestalten, und obwohl dem Polizisten ein paar Kollegen zu Hilfe kamen, wäre es beinahe zum Handgemenge gekommen, wenn nicht endlich, nach einer halben Stunde, die „Lustige Witwe“ auf der Bildfläche erschienen wäre. Dem Gefangenenwagen wurde zwar noch eine riesige „Ovation“ dargebracht, aber dann wurde die Straße ebenso schnell wieder still, wie sie sich belebt hatte. Ein Großstadtbild

Die bestohlenen Oberrichter. Die öffentliche Unsicherheit in Rio ist unter der glorreichen Polizeidirektion des Herrn Belisario Tavora so groß geworden, daß nicht einmal die Amtsgebäude während der Dienststunden mehr sicher sind. Große Heiterkeit erregte es, als vor etwa drei Monaten im Gebäude der Polizeidirektion am hellen Tage gestohlen wurde. Aber auch vor den geheiligten Hallen des Obersten Bundesgerichts haben die Diebe nicht den mindesten Respekt mehr. Zu wiederholten Malen sind sie während der Sitzungen des Gerichtshofes in die Garderobe eingedrungen und haben Schirme und Stöcke der Oberrichter gestohlen. Da die Spitzen unserer Justiz ihrem hohen Einkommen entsprechend gern Schirme und Stöcke mit goldenen Griffen und Knöpfen tragen, so ist das natürlich ein recht einträgliches Geschäft. Nachdem vorgestern wiederum ein solcher Diebstahl verübt worden war — diesmal waren die Herren Godofredo Cunha und Amaro Cavaleanti die Opfer — hat der Präsident des Obersten Bundesgerichtes energische Vorstellungen bei Herrn Belisario Tavora erhoben. Der unglückselige Polizeichef hat denn auch sofort laut Polizeibericht, Maßnahmen getroffen, um die Diebe zu fangen. Kriegen wird er sie natürlich nicht.

Die Folgen der Eifersucht. In der Rua Mattoso 40 spielte sich ein bedauerliches Ehedrama ab, dessen Verlauf noch nicht völlig aufgeklärt ist, dessen Ursache aber in der Eifersucht gesucht werden muß. In jenem Hause wohnt mit seiner Familie der französische Mechaniker José Legey. Er war vor 14 Jahren nach Brasilien gekommen und hatte bald darauf eine Brasilianerin, Hercilia de Paiva, geheiratet. Lange Jahre lebten die beiden in bestem Einvernehmen. Legey, ein arbeitsamer Mensch, verdiente genug zum Unterhalt der allmählich um fünf Kinder vermehrten Familie, und D. Hercilia trug zur Vermehrung des Einkommens bei, indem sie schneiderte. Vor etlicher Zeit aber krenzte den Weg Legeys eine andere Frau, die den Frieden der Familie störte. D. Hercilia merkte bald an dem veränderten Benehmen des Gatten, daß ihn eine andere Liebe gefesselt haben müsse, vermochte jedoch lange nichts Positives festzustellen. Schließlich ging sie wiederholt dem Manne nach und traf ihn endlich am Arme der Nebenbuhlerin. Sie tat nun das Verkchrteste, was eine Frau in solchen Fällen tun kann: sie begann ihrem Manne Szenen zu machen. Die Folge war, daß Legey sich ihr immer mehr entfremdete und ihr sogar drohte, er werde sie verlassen. Seitdem lebte D. Hercilia in furchtbarer Aufregung, denn da ihr Temperament nicht zuließ, daß sie sich beherrschte, so fürchtete sie beständig, ihr Mann werde seine Drohung wahrnehmen. Vorgestern sollte Legey eine Arbeit auf dem Dampfer „Ipiranga“ be-

ginnen und rüstete sich deshalb morgens zum Ausgehen, in seinen Koffern herumkränend. D. Hercilia in ihrer nervösen Ueberreizung glaubte, der Moment sei gekommen, wo Legey sie verlassen werde, und begann ihm wieder eine heftige Szene zu machen. Allmählich geriet auch Legey in Wut und bedrohte seine Frau mit dem Revolver. Diese fiel ihm in den Arm, und während sie um die Waffe rangen, ging der Schuß los. Die Kugel drang dem Mechaniker ins rechte Ohr, und er stürzte blutend zu Boden. Wie von Furien gepeitscht eilte D. Hercilia aus dem Hause, lief die Rua Mattoso entlang bis zum Largo do Matadouro, wo sie einen Polizisten traf, den sie beim Arme ergriff und mit lauter Stimme anrief: „Verhaften Sie mich, ich bin eine Mörderin, ich habe meinen Gatten getötet.“ Der Polizist brachte sie in einem Automobil nach der Wache des 15. Polizeibezirkes, wo sie ihre Worte wiederholte. Mehr war jedoch nicht aus ihr herauszubringen, in einem solchen Zustande nervöser Ueberreizung befand sie sich. Mit Mühe gelang es, wenigstens ihre Wohnung zu erfragen, wohin sich der diensttuende Polizeikommissar schleunigst begab. Er fand Legey noch auf dem Boden liegend, bewußtlos, umgeben von seinen armen fünf Kindern, deren ältestes 12 Jahre zählt, während das jüngste dreijährig ist. Die Kinder weinten bitterlich und wußten sich keinen Rat. Der Polizeikommissar ließ sofort ein Ambulanzauto rufen, das den Verwundeten nach der Santa Casa brachte. Das Verhör der Kinder und des Dienstmädchens ermöglichte der Polizei, den Fall so zu rekonstruieren, wie wir ihn oben dargestellt haben. D. Hercilia selbst konnte noch nicht vernommen werden. Doch läßt sich mit einiger Gewißheit annehmen, daß es sich wirklich um einen Zufall handelte.

Katholische Partei. In der letzten Zeit ist viel die Rede gewesen von der Gründung einer katholischen Partei, einer Art Gegenstück zum deutschen Zentrum. Besonders in der Paulistauer Diözese Campinas hat man die Gründung eifrig betrieben, und der dortige Bischof hat sich sogar über die Angelegenheit interviewen lassen. Jetzt werden die dem Klerum nahestehenden Blätter zu der Erklärung ermächtigt, daß der brasilianische Episkopat augenblicklich die Gründung einer katholischen Partei nicht für angebracht und opportun hält, daß er dagegen die Gründung von Wahlvereinen billigt. Die Bischöfe lassen den Katholiken die Freiheit, sich irgend eine der bestehenden politischen Parteien anzuschließen, und verlangen nur, daß sie, durch die Wahlvereine instruiert, nach den Vorschriften des katholischen Gewissens stimmen. Die Wahlvereine ihrerseits aber werden, das hat der Bischof von Campinas gesagt, von den Diözesenbischöfen instruiert werden, und an ihrer Spitze wird überall als geborener Großwähler der Pfarrer stehen. Nach den Äußerungen ebendesselben Bischofs werden die Katholiken den Vorschriften, die ihnen die Bischöfe über ihre politische Haltung geben werden, unbedingt zu folgen haben. Das ist nichts anderes als eine Reinkultur dessen, was man in Deutschland Ultramontanismus bezeichnet. Die Kirche geht über ihre religiösen Aufgaben hinaus und mischt sich in rein weltliche Angelegenheiten, den Gläubigen auch auf politischem Gebiete ihren Willen auferlegend. Das ist etwas, was wir unter keinen Umständen gutheißen können und was auch gar nicht im wohlverstandenen Interesse der Kirche liegt. Was die katholische Kirche fordern muß, ist Freiheit der Religionsübung, und diese ist ihr durch die Verfassung der Republik in vollem Umfange gewährleistet worden. Bisher hat noch keine Regierung daran gedacht, ihr diese Freiheit einzuschränken. Im Gegenteil haben brasilische Bischöfe und andere hervorragende Geistliche schon

mehr als einmal erklärt, daß die Kirche unter dem republikanischen Regime mit seiner Trennung von Kirche und Staat weit besser fahren als unter dem Kaiserreich, wo der Katholizismus Staatsreligion war. Wie viel besser, das hat gestern der Bischof von Goyaz in einem Danktelegramm dokumentiert, das er an den Bundespräsidenten richtete, weil er in Ausführung eines Kongreßbeschlusses der Diözese Goyaz ihr Seminargebäude zurückgab, das seit langem sich in Regierungsbesitz befand. Unter dem Kaiserreich wäre dergleichen undenkbar gewesen: das gab der Kirche nichts heraus, was es einmal in Besitz genommen hatte, obwohl die Regierungsgrundsätze nicht positivistisch, das Staatsoberhaupt nicht Freimaurer und der Minister des Innern nicht eifriger Anhänger Augusto Comtes war. Geht es also der katholischen Kirche unter der Republik ausgezeichnet? Wenn das nicht der Fall, sondern wenn die Freiheit der Kirche bedroht wäre, so wäre der Zusammenschluß der Gläubigen zur Verteidigung ihrer religiösen Interessen natürlich. So aber bedeutet die Bewegung nur eine mutwillige Herausforderung der Gegner. Denn es ist ganz klar, daß Positivisten und Freidenker regieren werden. So ist es leicht möglich, daß die Bischöfe mit ihren Herrschaftsansprüchen auf einem Gebiete, das der, dessen Reich nicht von dieser Welt war, ihnen nicht anvertraut hat, einen Kulturkampf heraufbeschwören, der vielleicht ähnlich wie in Frankreich nicht mit einem Siege der Kirche endigt. Nebenbei ist das Vorgehen des Episkopats nicht sonderlich ehrlich. Er leht die Gründung einer eigenen katholischen Partei ab, fordert aber, daß die Katholiken bei den Wahlen seinen Direktiven folgen. Das heißt zu deutsch: er wünscht zwar die Macht, denn die anderen Parteien werden, wenn sie die Stimmen der vom Episkopat befähigten Katholiken gewinnen wollen, sich den Forderungen der Bischöfe fügen müssen; aber er weist die Verantwortung von sich, die ihm eine eigene Partei, wenn sie zur Regierung gelangte, auferlegen würde! Macht ohne Verantwortung, in diesem Falle sogar unter Abwälzung der Verantwortung auf andere, ist unehrlich und unsittlich.

Gummivalorisation. Die Superintendencia da Borracha hatte vor mehreren Monaten ein Ausschreiben erlassen, in dem Angebote zur Errichtung von Gummiraffinerien und Fabriken von Gummwaren eingefordert wurden. Die Frist für die Angebote ist abgelaufen und heute wird im Bureau der Superintendencia da Borracha (Rua da Alfandega No. 32) die Oeffnung der Offerten stattfinden. Der Landwirtschaftsminister hat zur Prüfung der Angebote eine Kommission eingesetzt, deren Vorsitzender der Superintendent, Herr Raymundo Pereira da Silva, ist und der als Mitglieder die Herren Ingenieur J. Simão da Costa, Dr. Daniel Henniger und Dr. Eugen Tisseradot, Professoren am Polytechnikum, Silvino de Faria, Direktor des Besiedelungsamtes, José Bezerra Cavalcanti, Direktor des Indianer-Schutzdienstes und Ingenieur Domingos José da Silva Cunha von der Intendantur angehören.

Selbstmord in der Kaserne. In der Kaserne des 3. Infanterieregiments, das im ehemaligen Kriegsarsenal untergebracht ist, ertönte vorgestern früh um 6 Uhr ein Schuß, der die ganze Kaserne alarmierte. Der wachhabende Offizier eilte sofort nach den Schlafsälen, von wo der Schuß zu kommen schien, und fand im Schlaftsaale der ersten Kompanie des achten Bataillons den Sergeanten José Guedes Ferreira in einer Blutlache auf dem Boden liegen. Der Sergeant hatte mit dem Dienstgewehr einen Selbstmordversuch verübt. Die Kugel hatte ihm den Unterkiefer und den rechten Oberkiefer zerschmettert und war nahe beim rechten Auge herausgekommen. In hoffnungslosem Zustan-

de wurde Guedes Ferreira ins Armeelazarett überführt, wo er im Laufe der Nacht verstarb. Die Ursache des Selbstmordes soll in schlechter Behandlung seitens eines Hauptmanns bestehen, mit dem der Sergeant wiederholt heftige Auseinandersetzungen hatte.

Bismarck, Moltke, Roon. Das „Jornal do Commercio“ veröffentlichte einen Aufsatz seines mit dem Pseudonym Santo Thyrsio zeichnenden, in London domizilierten Mitarbeiters, der den Titel „Zum Gedächtnis eines großen Toten“ führt und sich mit der Kaiserin Eugenie und Napoleon III., mit Bismarck, Moltke und Roon beschäftigt. Dieser Aufsatz wird namentlich Bismarck in einer Weise gerecht, die man in der lusobrasilianischen Presse nicht häufig findet und die deshalb besonders hervorgehoben zu werden verdient. Daß sich Santo Thyrsio tatsächlich selbständig mit dem Studium der Geschichte jener Epoche befaßt hat, geht auch daraus hervor, daß er die Bedeutung Roons richtig zu schildern weiß.

Deutsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vieira ant. Rua dos Invalidos Nr. 119). Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr; am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst um 7½ Uhr.

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife.
Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen!

Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säureentmischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse.

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Echtheitlich in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer

Spezialitäten in ganz Deutschland

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

Das Veto des Bundespräsidenten.

Das „Diario Official“ hat die eingehende Begründung zu dem Veto veröffentlicht, das der Bundespräsident gegen das vom Kongreß beschlossene Gesetz über die Aemteranhäufungen eingelegt hat. Die Begründung ist vom Minister des Inneren, Dr. Rivadavia Corrêa, ausgearbeitet worden und bewegt sich zum großen Teile in den Gedankengängen, die wir bereits in unserer Nummer vom 7. d. M. andeuten, nachdem wir von dem am 4. d. M. vom General Moraes Rego im „Jornal do Commercio“ veröffentlichten Entscheidungen des Obersten Bundesgerichtes und der Oberrechnungskammer Kenntnis erhalten hatten. Wir halten die Angelegenheit, die das ganze Land in Aufregung versetzt hat, für wichtig genug, um die Begründung des präsidentiellen Vetos wenigstens auszugsweise wiederzugeben. Die Sache ist ja mit dem Veto noch nicht erledigt, sondern wird dem Kongreß in der nächsten Tagung wohl wiederum beschäftigen.

Das am 31. Dezember 1912 vom Senat angenommene Gesetz bestimmte folgendes: „Artikel 1. Die Annahme eines bezahlten öffentlichen Amtes in irgendwelcher Gestalt (Beschäftigung, Kommission, Anstellung usw.) seitens eines in irgend einer der gesetzlichen Formen in den Ruhestand getretenen oder zur Disposition gestellten Zivil- oder Militär-Staatsdieners hat den Verlust aller Vorteile zur Folge, die aus dem Ruhestand oder der Disponibilität erwachsen. Ihnen gleichgestellt sind diejenigen, die unter irgend sonst einem Titel Pensionen aus der Bundeskasse beziehen. Einziger Paragraph. Angenommen sind die Wahlämter, deren Inhaber jedoch die Vorteile der Inaktivität verlieren, und zwar der Präsident oder der Vizepräsident der Republik während des Quatrienniums, Senatoren und Deputierte während der Tagungsperiode und die Staats- und Munizipal-Erwählten während der effektiven Tätigkeit. Artikel 2. Jeder Staatsdiener, sei er Zivil oder Militär, der ein öffentliches Amt innehat, verliert es, wenn er irgend ein anderes bezahltes öffentliches Amt oder eine bezahlte Kommission ausübt. Paragraph 1. Wenn es sich um elektive, professionelle, technische oder wissenschaftliche Kommissionen handelt, so bedingt ihre Annahme nur den Verlust des Amtes und der Bezüge für die Dauer der Kommissionen, wobei für die elektiven das im einzigen Paragraphen des Artikels 1 Gesagte gilt. Paragraph 2. Nicht eingegriffen in diesen Artikel sind die Kommissionen, die der Zivil- oder Militärbedienstete in Konsequenz seines Amtes selbst ausübt. In diesem Falle geht er nur der Stellengratisifikation verlustig und erhält statt dieser neben seinem Gehalt oder Sold die Gratifikation, die durch Gesetz für die Kommission ausgeworfen ist.“

Die Begründung des Vetos, mit dem der Bundespräsident diesem Gesetz seine Unterschrift verweigerte, erkennt eingangs an, daß der Beschluß des Kongresses ein heilsames Prinzip enthält, daß er aber in der angenommenen Form verfassungswidrig und den Interessen der Nation zuwider ist. Damit ein Gesetz seine volle Wirkung ausüben kann, ohne gerechtfertigte Reklamationen zur Folge zu haben, die meist mit Schaden für den Fiskus erledigt werden, muß sowohl der Verfassung als auch dem Reglement beider Häuser des Kongresses bei seiner Abfassung Rechnung getragen werden. Aber weder das eine noch das andere ist hier der Fall. Gemäß Artikel 39 der Verfassung, Artikel 177 des Reglements der Deputiertenkammer und Artikel 147 des Reglements des Senats bedarf das Haus des Kon-

gresses, von dem ein Gesetzentwurf ausging, Abänderungsbeschlüsse des anderen Hauses nur annehmen oder verwerfen, wie sie von dort kamen, nicht aber diese Abänderungsbeschlüsse seinerseits wieder abändern und so umgestaltet annehmen. Das ist aber bei Beratung des in Frage stehenden Gesetzes geschehen, als es abgeändert vom Senat in die Deputiertenkammer zurückgelangt war. Der Senat hatte nämlich in beiden Artikeln die Worte „nach Inkrafttreten dieses Gesetzes“ eingefügt, die von der Deputiertenkammer wieder gestrichen wurden. Es handelt sich also um eine einschneidende Aenderung des Sinnes des Gesetzes, nicht bloß um eine redaktionelle Umgestaltung. Und wenn schon diese letzte genügen würde, in einem Rechtsstreit die Gültigkeit des Gesetzes in Frage zu stellen, so wäre die Aenderung des Sinnes zweifellos ein Grund für den Richter, die Gültigkeit rundweg zu verneinen.

Aber abgesehen von diesem Bedenken formeller Art hat der Präsident auch Beanstandungen gegen die Materie des Gesetzes zu erheben. Auch die materiellen Bestimmungen scheinen ihm in Widerspruch mit der Verfassung zu stehen und nicht den Interessen der Nation zu entsprechen. Wenn der Artikel 73 der Verfassung sagt, daß alle Ämter allen Brasilianern offenstehen sollen, sofern sie den Befähigungsnachweis für das betreffende Amt erbringen, und daß nur die Vereinigung mehrerer bezahlter Ämter in einer Hand verboten ist, so kann damit nicht gemeint sein, was der Artikel 2 des vorliegenden Gesetzes vorschreibt. Denn wenn das Interesse des Landes erfordert, daß der Inhaber irgend eines Amtes zeitweise einen anderen Posten übernehme, z. B. ein General die Präfektur des Bundesdistrikts oder ein Richter einen Verwaltungsposten im Agre-Gebiet, so hat die Verfassung für diesen Fall allerdings verboten, daß der Betreffende die Ausübung beider Ämter vereinige und das Gehalt für beide beziehe, nicht aber hat sie bestimmt, daß etwa der General seinen Generalsrang verliere und also auch nach Erledigung seines Auftrages als Präfekt seinen Generalsold nicht mehr beziehen dürfe. Das wäre ganz offenbar gegen das Interesse des Landes, weil sich dann unter den Staatsdienern niemand mehr finden würde, der zur Uebernahme solcher Aufträge bereit wäre, und weil durchaus nicht gesagt ist, daß unter den übrigen Bürgern des Landes stets geeignete Persönlichkeiten für derartige Posten vorhanden und zu haben sein würden.

Die Vorschrift des neuen Gesetzes bricht die Verfassung, indem bestimmt wird, daß jeder Staatsdiener sein Amt bei Annahme eines anderen verliert. Die Verfassung sagt nämlich in Artikel 74, daß die „Patente, Posten und mit Unabsetzbarkeit ausgestatteten Stellen in vollem Umfange garantiert“ sind, und in Artikel 76, daß „die Offiziere des Heeres und der Marine ihre Patente nur verlieren, wenn sie von den zuständigen Gerichten zu mehr als 2 Jahren Gefängnis verurteilt werden“. Wenn die Verfassung Ämter in vollem Umfange, das heißt ohne Ausnahme und Einschränkung garantiert, und wenn die Offiziere nur unter einer ausdrücklich genannten Voraussetzung ihre Patente einbüßen können, so ist es selbstverständlich unmöglich, diese Verfassungsbestimmungen durch ein späteres Gesetz aufzuheben. Das wäre nur durch eine Verfassungsänderung möglich. Die Veto-Begründung zieht zum Beweise der Verfassungswidrigkeit auch den Artikel 50 der Verfassung heran, der bestimmt, daß ein Minister nicht gleichzeitig andere öffentliche Ämter ausüben kann. Herr Rivadavia Corrêa schließt: Wenn das neue Gesetz jeden Staatsdiener sein Amt bei Annahme eines anderen verlieren läßt, so sind natürlich auch die

aus dem Staatsdienste hervorgehenden Minister einbegriffen; die Verfassung sagt aber nur, daß ein Minister nicht gleichzeitig ein anderes Staatsamt ausüben darf, daß er es verliert, bestimmt sie dagegen nicht; folglich ist das neue Gesetz verfassungswidrig. Das ist aber offenbar ein Trugschluß. Denn bezüglich der Minister läge eine Verfassungswidrigkeit nur dann vor, wenn unser Grundgesetz sagte, daß ihnen während der Ministerschaft ihr anderes Amt garantiert bleibe. Die Verfassung wollte jedoch mit jener Bestimmung nur Mißbräuche verhüten, die durch die Verbindung irgend eines anderen Amtes mit dem Ministerposten denkbar wären. Man stelle sich z. B. einen Verkehrsminister vor, der gleichzeitig Zentralbahndirektor wäre! Gewiß liegt im Artikel 50 beschlossen, daß die Verfassung nicht den Verlust eines anderen Staatsamtes zur Voraussetzung der Ministerschaft macht, denn sie fordert ja nur die Nichtausübung. Aber da sie den Verlust auch nicht verbietet, so schließt sie nicht aus, daß ein späteres Gesetz den Verlust dekretiert — natürlich soweit es sich nicht um durch die Artikel 74 und 76 geschützte Minister handelt. Die Heranziehung des Artikels 50 der Verfassung für die Veto-Begründung war somit verfehlt.

Dagegen ist die Begründung durchaus richtig, wenn sie weiterhin auf den Präsidenten des Obersten Bundesgerichtes und den Generalstaatsanwalt verweist. Diese dürfen laut Artikel 58 der Verfassung nur aus den Mitgliedern des Obersten Bundesgerichtes selbst gewählt werden, und die Bezüge der Oberrichter sind laut Artikel 57 unverminderbar. Nun erhalten der Präsident und der Generalstaatsanwalt bisher Extragrattifikationen, die 10 Prozent der ihren Kollegen zustehenden Gratifikationen betragen. Nach dem neuen Gesetz könnten sie nur noch die Extragrattifikation beziehen. Sie erhielten also nicht, wie es sich für ihr Amt gebührt, mehr als ihre Kollegen, sondern weniger. Abgesehen von dem eklatanten Widerspruch gegen die Verfassung ist das Gesetz in Bezug auf die Richter auch aus praktischen Gründen undurchführbar, denn welches Mitglied unseres höchsten Gerichtshofes würde eine Wahl zum Präsidenten oder Generalstaatsanwalt annehmen, wenn es dadurch einen erheblichen Teil seiner Einkünfte verlöre? Das gleiche gilt für den Präsidenten des Appellationshofes von Rio de Janeiro und für die Präsidenten der Appellationshöfe im Acregebiet.

Auf die Inaktiven, deren im Artikel 1 gedacht ist, geht die Begründung nicht ein, weil, wie Herr Rivadavia sagt, die Frage zweifelhaft ist, da auch Gerichtsentscheidungen im Sinne jenes Artikels bestehen. Auch mit den Wahlämtern beschäftigt sie sich nicht, obwohl doch, wie wir schon neulich hervorhoben, die Diäten der Volksvertreter nirgends als Gehaltszahlung aufgefaßt werden, nicht einmal in Preußen, wo man doch wahrhaftig in solchen Dingen nicht lax ist. Herr Rivadavia hätte leicht dar- tun können, daß das Gesetz, soweit es sich auf Mitglieder der Volksvertretung bezieht, dem Sinne dieser Institution völlig widerspricht. Dafür aber beschäftigt er sich mit denen, die sonst in irgend einer Form Pensionen aus der Bundeskasse beziehen und die das Gesetz den Inaktiven gleichstellen will. Der Justizminister führt aus, daß durch diese Bestimmung auch die Pensionen aus dem Montepio getroffen werden. Diese aber sind kein freiwilliges Geschenk des Staates, sondern beruhen auf einem Gegenseitigkeitsvertrage, denn der Staatsdiener muß allmonatlich einen bestimmten Teil seines Gehaltes an die Montepio-Kasse abführen und auf diese Weise den Pensionsfonds selbst schaffen helfen. Solche vertraglichen Rechte aber können durch keiner-

lei Nebenumstände beeinflußt werden, sobald einmal alle Voraussetzungen des Vertrages erfüllt sind.

Nicht überzeugt hat uns das, was der Schluß der Veto-Begründung über wohl-erworbene Rechte und über das Verbot des Artikels 11 der Verfassung, Gesetze mit rückwirkender Kraft zu schaffen, sagt. Was zunächst den letzten Punkt anbelangt, so will das in Frage stehende Gesetz ja gar kein neues Recht schaffen, sondern nur eine Verfassungsbestimmung ausführen. Daß es in Wirklichkeit mehr ist als eine Ausführungsbestimmung, lag nicht in der Absicht der Gesetzgeber. Und was die wohl-erworbenen Rechte betrifft, so handelt es sich in den in Frage stehenden Fällen, soweit sie der Verfassung zuwiderlaufen, zwar um erworbene, aber nicht um wohl-erworbene Rechte. Herr Rivadavia Corrêa meint zwar, die Gerichte könnten solche Rechte als nicht existierend bezeichnen, weil sie wider die Verfassung erworben wurden, nicht aber die Exekutivgewalt, die die Gesetze sanktionierte, auf die jene Rechte sich gründen. Das ist doch aber kein Grund, daß die Exekutive einem Gesetze die Zustimmung verweigert, das eben in der Absicht beschlossen wurde, jene früheren, verfassungswidrigen Gesetze aufzuheben! Wenn frühere Volksvertretungen und frühere Regierungen geirrt haben, so ist das doch für die Gegenwart kein Zwang, in diesen Irrtümern zu verharren! Dieser Teil der Begründung des Vetos, der völlig überflüssig war, da ja schon vorher die Unhaltbarkeit des gut gemeinten Gesetzes in seiner gegenwärtigen Gestalt zur Genüge dargelegt worden war, erweckt den Verdacht, als ob der Bundespräsident schon heute nach einem Vorwande suchte, um später ein umgearbeitetes und in anderer Beziehung unanfechtbar gestaltetes Gesetz dennoch ablehnen zu können, als ob er bei Begründung des nächsten Vetos mit den wohl-erworbenen Rechten operieren wollte. Das und die alberne Heranziehung einer unmaßgeblichen Phrase des brasilianischen Positivisten-Papstes Teixeira Mendes müssen den guten Eindruck, den die Begründung sonst macht, bedeutend abschwächen.

Ein Rück- und Ausblick.

Als wir vor etwa anderthalb Jahren anläßlich der Einleitung der sogenannten Interventionspolitik uns mit der Behauptung hervorwagten, daß unsere Bundesregierung auf eine falsche Fährte gerate, da wurden wir von verschiedenen Seiten belehrt, daß diese Befürchtung eine unbegründete sei. Marschall Hermes da Fonseca sei wohlberaten und verfüge über treue Mitarbeiter, so daß es ihm nicht schwer fallen werde, das begonnene Sanierungswerk mit Erfolg und Glanz zu Ende zu führen. Wer hat nun recht behalten? Heute wird man doch wohl noch schwerlich behaupten wollen, daß der von Hermes da Fonseca eingeschlagene Weg, der ihn manchemal nach rechts und manchemal nach links geführt hat, der richtige gewesen sei, und wenn man dies nicht behaupten kann, dann muß man zugestehen, daß unser Mißtrauen gegen den Kutscher des Staatskarens berechtigt war.

Um dieses Mißtrauen schon damals zu hegen, als alles noch voll Lobes war, bedurften wir keiner Prophetengabe, denn wir kannten den Willen und die Fähigkeiten des unsere politischen Geschicke lenkenden Senators seit Jahren, ja seit dem Beginn seines öffentlichen Auftretens, und wir wußten, daß ihm aber auch nichts zugetraut werden konnte. Wenn ein Mann schon in der Hälfte des siebenten Jahrzehntes steht und sein Leben ebenso arm an

guten Taten wie reich an Fehlern ist, dann gehört nicht viel dazu, um sagen zu können, daß auch seine künftige Tätigkeit nicht segensreich werden kann.

Unsere Voraussagungen haben sich als wahr erwiesen und das gibt uns das Recht, uns für Kenner der Lage und der Männer zu halten. Deshalb wird man es uns wohl nicht verdenken können, wenn wir uns über die Zukunft ein Urteil erlauben.

Vor fast einem Jahre brachten wir unter dem Titel „Die einzige Lösung“ einen Artikel, in dem wir ausführten, daß die Situation nur durch einen Systemwechsel gerettet werden könne, und zwar durch eine Verfassungsrevision, die den als schädlich erkannten Präsidentialismus abschafft und das parlamentarische Regime einführt. Der Präsidentialismus hat für ein junges Land wie das unsrige, wo die allgemeine Bildung noch eine sehr geringe ist und eine geringe sein muß, seine sehr guten Seiten, aber das ist nur dann der Fall, wenn ein starker und gutgesinnter Mann an der Spitze steht. Sobald der Präsident den Einflüsterungen der Cliquen und Gruppen zugänglich ist, wird das Gute in das Gegenteil verwandelt und anstatt einen Präsidenten der Republik, haben wir, wie sich Samuel de Oliveira ausdrückt, eine Republik des Präsidenten. Dies ist in Brasilien eingetreten. Wir haben hier eine Republik des Präsidenten und seiner Gruppe. Das Gros des Volkes ist von der Mitregierung ausgeschlossen. Die Regierung ist die Domäne eines kleinen Kreises, der aus dem Lande einen Nutzen zieht, als gehöre es ihm oder als habe er es gepachtet.

Ein solches Regierungssystem oder besser gesagt eine solche Regierungspraxis bedeutet die beständige Schädigung der Gesamtheit zugunsten einzelner, und es ist absolut nicht zu verwundern, daß unter der Gesamtheit eine Unzufriedenheit Platz greift. Sie weiß sich geschädigt, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß sie nach Mitteln sinnt, um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Nehmen wir nur einige Beispiele. Bei der Senatorenwahl in Alagoas erhielt Clementino de Monte über fünfzehntausend Stimmen, sein Gegner Raymundo de Miranda nur eintausend und ein paar hundert. Trotz alledem wurde aber der letztere als Senator anerkannt. Ist es jetzt ein Wunder oder eine unpatriotische Gesinnung, wenn die fünfzehntausend Mann, die auf Clementino de Monte stimmten, sich zu den Unzufriedenen geschlagen haben? In Pará war es noch schlimmer. Der Kongreß prüfte nicht einmal die Wahlen, denn es wurde von vorneherein bestimmt, daß die Leute Antonio Lemos' anerkannt werden sollten. In betreff der cearenser Staatsvertretung machte man einen „Vertrag“. Anstatt sich danach zu richten, wie die Urnen entschieden hatten, verlangte man von den Kandidaten Konzessionen, und die Anerkennung wurde zu einem richtigen Kuhhandel. Der schlimmste Streich war aber die Ausscheidung des fluminenser Deputierten Pereira Braga, der bei der Wahl überhaupt keinen Gegenkandidaten gehabt hatte und dessen Wahl infolgedessen gar nicht beanstandet wurde. Er wurde ausgeschieden, um in einem anderen Bezirk, der durch den Verzicht Irineu Machados frei wurde, von neuem zu kandidieren. Er selbst wurde also nicht geschädigt, denn er bekam ja einige Wochen später einen anderen Deputiertenstuhl, aber durch diese „Schiebung“ wurde erreicht, daß für seinen eigentlichen Sitz ein Mann in die Kammer kam, der keine Stimmen erhalten hatte.

Die letzten Anerkennungen haben dem Lande mit der größten Deutlichkeit vor Augen geführt, daß wir keinen Präsidenten der Republik haben, sondern eine Republik des Präsidenten, denn die Vertretungsämter, welche nur die Wählerschaft verlei-

hen kann, wurden vom Cattete aus verteilt. Als ob der Tatsachenbeweis noch nicht hinreichen würde, um dem Volke diese Ueberzeugung beizubringen, haben in der letzten Zeit stramme Anhänger der Regierungspartei noch zum Fenster hinausgeschrien, daß sie ihre Deputiertenstühle der Regierungstruppe verdanken. Die Herren Mauricio de Lacerda und Raphael Pinheiro haben sich nämlich bemüht, gelüht, festzustellen, daß sie ihre Sitze nicht „erbettelt“ haben; sie seien ihnen in Anerkennung ihrer Verdienste verliehen worden. Man hat also nicht nur Beweise, daß die Republik eine Domäne des Präsidenten ist, sondern wir haben auch das offene Eingeständnis der Beteiligten, daß es sich mit der Sache wirklich so verhält. Mehr kann man doch nicht verlangen.

Unter solchen Verhältnissen war es nicht zu verwundern, daß der monarchistische Gedanke auf einmal um sich griff. Man dachte wohl zu allererst an eine Verfassungsänderung, aber dieser Plan erwies sich als vorläufig unausführbar. Die neue Konstituante würde der ersten aufs Haar gleichen. Wie für die erste konstituierende Versammlung die Gouverneure die „Volksvertreter“ mit dem Finger bezeichneten und ihnen dann genau vorschrieben, wofür sie stimmen und was sie ablehnen sollten, so würden auch jetzt wieder die regierenden Gruppen die Verfassungsdeputierten aussuchen und ihnen Vorschriften erteilen, was wieder soviel heißt, daß die neue Verfassung der alten aufs Haar gleichen würde. Die Unzufriedenen wissen dies ganz genau, und deshalb verfielen sie auf den Restaurationsgedanken, denn es ist leichter, Brasilien zu einer Monarchie als zu einer richtigen Republik zu machen. Das erste kann auf revolutionärem Wege geschehen, die Wandlung kann sich von heute auf morgen vollziehen; zu der Aenderung der Konstitution gehört aber lange Arbeit, und diese kann von den herrschenden Gruppen verhindert werden.

Es wird aber nie so heiß gegessen wie es gekocht wird und man bekommt selten soviel wie man verlangt. Hätten die Unzufriedenen in ihren Forderungen eine bescheidenere Grenze eingehalten, dann hätten sie so gut wie gar nichts bekommen, da sie aber aufs Ganze hinausgehen und den Machthabern mit der monarchistischen Falne unter der Nase herumfucheln, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie doch einen ganzen Teil ihrer berechtigten Wünsche in Erfüllung gehen sehen. Die Pächter der Republik sind erschreckt. Sie müssen schon daran denken, daß sie eines schönen Tages sich auf einem Dampfer befinden können, der sie wie seinerzeit den alten guten Kaiser und seinen Minister, Visconde de Ouro Preto, in die Verbannung trägt, und sie werden alles daran setzen, um eine solche Wendung der Dinge zu verhindern. Die erste Vorsichtsmaßregel wird darin bestehen müssen, daß sie sich bei der Wahl des Nachfolgers Hermes da Fonseca genau umsehen. Nehmen sie wieder einen Mann, der sich zu dem hohen Amte nicht eignet, dann ist der Zusammenbruch der Republik unvermeidlich, und damit sind sie auch selbst ihrem Schicksal ausgeliefert. Der „kommende Mann“ muß also auf alle Fälle ein starker Mann sein, und ein solcher Mann kann auch beim besten Willen nicht dieselben Berater bei sich behalten, die Hermes da Fonseca um sich hat. Also ist eine Aenderung absolut unvermeidlich. Kommt sie nicht katastrophal, dann muß sie sich langsam vollziehen; aber eintreten muß sie, denn sie hat bereits aufgehört, eine gerechte Forderung zu sein und ist eine zwingende Notwendigkeit geworden.

Das wissen die „großen Wähler“ sehr genau, und deshalb sieht man nur noch lange Gesichter in der

politischen Galerie. Sie schauen besorgt in die Zukunft und es gibt für sie kein Zeichen mehr, das sie noch als gut deuten könnten. Auf der anderen Seite sieht man aber eine schon längst nicht mehr beobachtete Heiterkeit. An die Monarchie glauben wohl die wenigsten, aber sie alle glauben an eine radikale Aenderung der Lage, und da die monarchistische Propaganda ein Mittel zu dem Zweck ist, eine solche Aenderung herbeizuführen, deshalb wird sie mit Bravour fortgesetzt.

Aus aller Welt.

Admiral Siegel. In Braunfels in Nassau starb Admiral Rudolf Siegel. Er war im Jahre 1852 in Buenos Aires von deutschen Eltern geboren und 1869 in die Marine eingetreten, der er 40 Jahre lang angehörte. Nachdem er im Jahre 1884 beim Stabe der Kreuzerfregatte „Elisabeth“ sein letztes Bordkommando gehabt, wurde er Vorsteher des statistischen Bureaus der Admiralität und gehörte dem Stabe des Oberkommandos der Marine in Berlin an. Alsdann erfolgte seine Ernennung zum Marine-Attaché in Paris, welchen Posten er dreizehn Jahre bekleidete während seiner Tätigkeit in Paris erfolgte seine Ernennung zum Kontre-Admiral. In weiten Kreisen ist Siegels Name bekannt geworden, als er beauftragt wurde, das Deutsche Reich als Marine-Abgesandter auf beiden Haager Friedenskonferenzen zu vertreten.

Klage auf Herausgabe von 21 bosnischen Dörfern. Ein eigenartiger Prozeß ist gegen den Kaiser Franz Joseph, bzw. den Fiskus, angestrengt worden. Die Erben des Barons Bernyakovics haben den Monarchen auf Herausgabe von einundzwanzig Dörfern in Bosnien und der Herzegowina verklagt. In der Klageschrift der Erben wird angegeben, daß jene Dörfer ihnen von Kaiser Leopold I. aus dem Jahre 1664 habe die Schenkung verfügt für den Fall, daß die türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina wieder Oesterreichs Besitz würden. Das sei durch die am 5. Oktober 1908 vollzogene Annexion erfolgt. Der Fiskus bestreitet die Gültigkeit der Urkunde.

Wandlungen. Nach den neuesten Zählungen des eidg. statistischen Amtes hat die Zahl der Fabriketablissemments in der Schweiz in den letzten zehn Jahren um 28 Prozent und die Zahl der industriellen Arbeiter um 35 Prozent zugenommen. Das sind Zahlen, die zu beachten sind.

Zu Fuß von Kapstadt nach Kairo. Aus reinem Wissensdrange hat ein Ansiedler aus Rhodesia, Emil Lund mit Namen, den gefährvollen Weg von Kapstadt nach Kairo gemacht, und zwar völlig allein, ohne jegliche Begleitung als sein eigener Führer und Gepäckträger. Die Entfernung zwischen Kapstadt und Kairo beträgt 9000 Kilometer in der Luftlinie; Herr Lund hat also eine höchst anständige Leistung vollbracht, eine Leistung, die um so höher einzuschätzen ist, als auf dem Wege ständig Gefahren seiner lauerten. Nicht allein galt es da, gefährvolle natürliche Hindernisse zu überwinden; nein, Tier und Mensch verbündeten sich, dem kühnen Wanderer in der Wildnis ein grauenvolles Ende zu bereiten. So bedrohten ihn wilde Tiere: eine Schlange biß ihn, sodaß er nahezu an ihrem Gift geendet wäre, wenn er nicht noch die Kraft besessen hätte, sich bis zu einem Negerkraal hinzuschleppen, wo eine Negerin durch allerlei geheimnisvolle Kräuter ihn am Leben erhielt. Und — last not least — hatte er sich seiner schwarzen Mit-

menschen zu erwehren. So wohnte er einmal einer Kannibalenfestlichkeit bei. Da das Menü noch nicht vollständig war, so wurde er auf das freundlichste eingeladen, sich mit seinem Fleische daran zu beteiligen. Nun genossen diese Kannibalen aber nur das Fleisch eines Menschen, der zu seinen Lebzeiten eine Schuld auf sich geladen und deshalb zur Strafe verspeist wird. Um nun festzustellen, ob der Forscher „reif“ zur Verspeisung sei, wurde ein Gottesgericht veranstaltet. Man reichte ihm einen großen Becher. Der kühne Wanderer leerte den Humpen auf einen Zug, und das war sein Glück. Wer nämlich nur an dem Becher nippt, der ist nach dem Glauben der Kannibalen schuldig.

Ueber die Höchstgeschwindigkeit der neuesten Kreuzer sind in jüngster Zeit wiederholt irrthümliche Mittheilungen durch die Presse gegangen. So wurde gemeldet, daß die beiden nach dem Mittelmeer entsandten Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ mehr als 30 Seemeilen in der Stunde erreicht hätten. Diese Meldung bezog sich auf die Vorproben. Bei den nach der Indienstellung vorgenommenen Probefahrten wurde nach amtlichen Angaben ermittelt: für „Goeben“ 28,6 und für „Breslau“ 27,553 Knoten. Damit hat „Goeben“ die Leistungen der beiden anderen Panzerkreuzer „von der Tann“ und „Moltke“, die mit 28,1 Knoten abgeschlossen überholt. „Breslau“ hat mit seinem Schwesterschiff „Magdeburg“, das mit 27,5 Seemeilen abschloß, etwa gleichen Schritt gehalten. Von den 8 Linienschiffen des Nordseegeschwaders hat „Oldenburg“ mit 21,411 Knoten die höchste Geschwindigkeit erreicht. Von seinen drei Schwesterschiffen blieb „Helgoland“ auf 20,31 Knoten stehen, während „Thüringen“ 21,07 und „Ostfriesland“ 21,239 Knoten in der Stunde durchliefen.

Amerikanische Millionenstiftungen. In einer Nummer des „New York Herald“ finden wir folgende Zusammenstellung der bisherigen Millionenstiftungen Carnegies und Rockefeller: Andrew Carnegie: Bibliotheken 52 Millionen Dollar, Pensionen für Hochschulprofessoren 22 Millionen Dollar, Hochschulen 20 Millionen Dollar, Heldenfonds, Friedensfonds und kleinere Stiftungen 113 Millionen Dollar, Carnegie-Korporation 125 Millionen Dollar, zusammen 332 Millionen Dollar. Johann D. Rockefeller: Allgemeiner Bildungsfonds 53 Millionen Dollar, Chicagoer Universität 25 Mill. Dollar, andere Universitäten 23 Millionen Dollar, verschiedene Stiftungen 73 Millionen Dollar, zusammen 174 Millionen Dollar.

Die Wirkung des Balkankrieges auf die österreichische Eisenindustrie. Die Eisenhütten und Walzwerke sind noch stark beschäftigt und haben mit der Aufarbeitung der alten Aufträge für Monate zu tun, der Einlauf neuer Ordres ist aber naturgemäß spärlicher geworden. Die Maschinenfabriken hatten bisher günstigen Geschäftsgang, beginnen aber den Rückschlag bereits zu spüren, zumal die Ausfuhr nach den Balkanländern aufgehört hat. Auch die bisher glänzende Lage der Erzeugung von landwirtschaftlichen Maschinen scheint sich zu trüben, weil auch die Gutsbesitzer in den bewegten Zeiten von Nachschaffungen absehen.

Der Prozeß Weingartners gegen den „Lokalanzeiger“. Das Schöffengericht verurtheilte den verantwortlichen Redakteur des „Berliner Lokalanzeigers“ Sartorius wegen übler Nachrede und öffentlicher Beleidigung des General-Musikdirektors v. Weingartner zu 50 Mark Geldstrafe und billigte dem Kläger die Publikationsbefugnis zu. In der Begründung wurde hervorgehoben, daß der

Vorwurf, der in dem Artikel des „Lokalanzeigers“ gegen Weingartner erhoben wurde, daß dieser nämlich kontraktbrüchig geworden sei, nicht erwiesen ist. Andererseits sei durch den Prozeß dargelegt worden, daß die Behauptung der Konspiration der königl. Generalintendantur mit dem „Lokalanzeiger“ nicht erwiesen, sondern direkt widerlegt worden sei. Die Strafe sei nur mit 50 Mark bemessen worden mit Rücksicht darauf, daß Sartorius den Artikel weder geschrieben noch vor seinem Erscheinen gelesen habe.

Eine Bank um 4 Millionen Mark geschädigt. Der Direktor der Föreningsbank Idmann in Helsingfors wurde wegen Wechselläschungen und Unterschlagungen verhaftet. Der Verlust der Föreningsbank beträgt allein vier Millionen Mark, wobei die Verluste von Privatpersonen und Unternehmungen nicht inbegriffen sind.

Drama eines Bräutigams. Aus Krakau meldet man: Der Lemberger Arbeiter Szezucki erschoss in einem Hotel seine Braut Bogucka und ihre Schwester in deren Einverständnis, weil beide in ihn verliebt waren. Sodann beging er Selbstmord.

Gelehrter gestorben. In Bonn ist im einundachtzigsten Lebensjahre der namhafte Kunsthistoriker Professor Karl Justi dahingeshieden. Er war schon vor elf Jahren in den Ruhestand getreten. Geboren am 2. August 1832 in Marburg, studierte Justi dort und in Berlin Theologie und Philosophie, habilitierte sich Anno 1860 in Marburg und wurde im Jahre 1867 zum außerordentlichen Professor der Philosophie daselbst ernannt. Im Jahre 1871 folgte er einem Rufe an die Universität Kiel, und 1872 erhielt er in Bonn den Lehrstuhl für neuere Kunstgeschichte, welcher er sich seitdem ausschließlich gewidmet hatte.

Berliner Obdachlose als Oedlandkultivierer. Während der 7 Jahre der von Bedelschwingh begründeten Arbeiterkolonie Hoffnungstal sind bis jetzt annähernd 3000 Morgen Oedland der Kolonie in prächtig gedeihende Obstanlagen verwandelt worden. Ein anschauliches Bild von dieser in mehrfacher Hinsicht segensreichen Kulturarbeit entwirft der Leiter der Kolonie, Pastor Quasch, im neuesten Heft des Jahrbuches der Bodenreform. Der Verfasser weist u. a. besonders darauf hin, daß Berlin nicht nur über ungezählte Arbeitskräfte verfügt, die unbeschäftigt sind, sondern sich auch im Besitze großer Strecken Landes befindet, die gleichfalls brach liegen. Arbeitslose brauchen keine Last zu sein, unter der man seufzt und klagt, sie können alle noch Aufgaben lösen und wollen es auch. Daß sie das können und wollen, beweist Hoffnungstal ganz unwiderleglich, und das ist seine Hauptbedeutung. Sollte es nicht möglich sein, Brachland und brachliegende Arbeitskräfte zusammenzufassen, um den Versuch Bodelschwinghs mit Hoffnungstal für Groß-Berlin in die Tat umzusetzen? Selbst wenn die Unterbringung der Obdachlosen in Kolonien zunächst mehr kosten würde als die Unterbringung in Asylen, was aber der Verfasser nach seinen Erfahrungen bestreitet, so ist doch das aufgewendete Geld nicht zehrendes Kapital wie bei den Asylen, sondern entschieden werbendes Kapital, bei denen nur der Prozentsatz in Frage stehen würde.

Die Veteranen der deutschen Armee in Amerika haben beschlossen, im kommenden Jahre eine Deutschlandfahrt zu veranstalten. Wie man der Deutschen Korresp. aus New York schreibt, trafen die Veteranen am 25. Dezember v. J. in der Sängerbundhalle in New York zusammen, um das Weihnachtsfest zu begehen. Am 27. April d. J. soll dann ein großes Konzert stattfinden, um die Reisekasse für die Deutschlandfahrt aufzubessern. Die

Reise nach Deutschland wird am 6. September mit dem Dampfer „George Washington“ angetreten. Die alten Krieger werden in Bremen landen und den Städten Berlin, Hannover, Dresden und Leipzig einen Besuch abstatten. Der Aufenthalt in Leipzig fällt gerade mit der Einweihung des Völkerschlachtdenkmalns zusammen.

Der größte aller Kriege. Die Londoner „Daily Mail“ behauptet, daß der Krieg, der fünf Balkanvölker auf den Plan gerufen hat, hinsichtlich der Truppenzahl, die jetzt schon im Felde steht, der größte aller Kriege sei, die in den letzten hundert Jahren geführt wurden. Ständen doch schon in den ersten Tagen der Feindseligkeiten, ganz abgesehen von der Million türkischer Reserven, die aus Asien herbeieilten, 1.190.000 Soldaten sich gegenüber, und zwar 400.000 Bulgaren, 250.000 Serben, 110.000 Griechen, 30.000 Montenegriner und 400.000 Türken. Und nun die Zahl der Bewaffneten, die im ersten Monat der im nachstehenden aufgeführten großen Kriege im Felde standen: 400.000 Mann im russisch-japanischen Kriege von 1904; 500.000 Mann im russisch-türkischen Kriege von 1877; 1.025.000 im deutsch-französischen Kriege von 1870; 830.000 im österreichisch-preußischen Kriege von 1866; 310.000 Mann im französisch-sardinisch-österreichischen Kriege von 1859; 340.000 Mann im Krimkriege von 1854; 750.000 Mann im russischen Feldzug von 1812; 530.000 Mann im österreichisch-französischen Feldzug von 1809. Das Londoner Blatt glaubt weiter mitteilen zu können, daß an der großen Schlacht bei Adrianopel 325.000 Verbündete und 200.000 Türken, zusammen also 525.000 Mann beteiligt waren. Diese Schlacht übertrifft also in Bezug auf die Zahl der Kämpfer die Schlachten bei Leipzig (500.000 Kämpfer), Königgrätz (435.000), Sedan (240.000) und Waterloo (217.000); sie selbst aber wird übertroffen von der gigantischen Schlacht bei Mukden, an welcher 650.000, nach anderen Berechnungen sogar 800.000 Kämpfer teilnahmen.

Millionendefizit in einem Sparverein. Der Konkurs der Spar- und Darlehenskasse St. Josef in Erfurt wurde durch ein unbedecktes Defizit in einer Höhe von einer Million Mark herbeigeführt. Gegen die verantwortlichen Vorstandsmitglieder wurde eine Untersuchung eingeleitet.

215 Millionen Mark in Zigaretten verbraucht. Es ist eine recht stattliche Summe, die jährlich in Deutschland für Zigaretten ausgegeben wird. Und dabei wächst die Summe von Jahr zu Jahr. Im letzten Rechnungsjahre wurden nach der Süddeutschen Tabakszeitung 9854 Millionen Zigaretten für 211 Millionen Mark versteuert gegen 9054 Millionen Zigaretten für 174 Millionen Mark im vorletzten Rechnungsjahre. Dazu kommen aber noch einige Millionen Mark für Zigaretten, die sich die Raucher selbst gedreht haben. Man wird demnach sagen können, daß im Deutschen Reiche im letzten Jahre mindestens 215 Millionen Mark für Zigaretten ausgegeben worden sind.

Selbstmord eines Kapitäneleutnants. In einem Berliner Hotel erschoss sich ein Fremder, der tags vorher sich in dem Hotel einlogiert hatte. Aus den hinterlassenen Papieren wurde festgestellt, daß es sich um einen Kapitäneleutnant handelt, der dem Stabe des Linienschiffes „Tübingen“ angehörte. Ueber das Motiv des Selbstmordes ist nichts bekannt.

Verlobung von Miß Helen Gould. Eine der reichsten Erbinnen der Welt, zugleich eine der größten Philantropinen, hat sich in ziemlich späten Jahren zur Ehe entschlossen. Spaltenlauge Berichte bringen die englischen und amerikanischen

Blätter über Miß Helen Gould, die im Begriffe ist, zu heiraten. Miß Gould ist infolge ihres eminenten Wohltätigkeitssinnes, dem sie einen großen Teil ihres Vermögens widmet, ungemein populär und von allen, von reich und arm, gleich hoch geschätzt. Miß Gould, die jetzt 41 Jahre alt sein dürfte, hat vor ungefähr 20 Jahren von ihrem Vater ein Vermögen von 50 Millionen Kronen geerbt, das sie klug anzulegen verstand, so daß es sich bis jetzt mindestens verdoppelt haben dürfte. Mehr als die Hälfte des Einkommens aus diesem Vermögen wendet sie philanthropischen Zwecken zu. Für öffentliche Zwecke hat sie bereits mehr als sieben Millionen verausgabt, während ihre Privatwohlthätigkeit ungeheure Summen verschlingt, so daß sie mit einem Stab von Sekretären emsig den Tag arbeiten muß, um allen an sie gerichteten Wünschen und den Zielen, die sie sich gesteckt hat, gerecht werden zu können. Man sagt, daß sie jährlich an drei Millionen ihren philanthropischen Werken widmet. Sehr beliebt ist Miß Gould während des Spanisch-amerikanischen Krieges geworden. Bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten eilte sie auf den Kriegsschauplatz, um selbst mittätig zu sein. Als eine Anzahl von Verwundeten eingebracht worden war und es sich herausstellte, daß nur ungenügend für die Verwundetenpflege von der Regierung vorgesorgt worden war, wies Miß Gould sofort für die Anschaffung des Notwendigsten eine Million an. Sie war der besondere Liebling der sogenannten „Tommy Atkins“ und der „Jack Tars“, für die sie während des Krieges fast eine Million zur Verbesserung ihrer Kost gespendet hat. Als vor einigen Jahren die Blusenarbeiterinnen von New York in den Streik getreten sind, stellte sie sich an die Spitze der Streikenden, denen sie große Summen für ihren Fonds zuführte, damit die Frauen und Mädchen so lange im Kampfe ausharren könnten, bis ihre berechtigten Wünsche gewürdigt würden. Und so war Miß Gould überall zu finden, wo es nur Not tat. Der Bräutigam der reichen Erbin ist ein Mann von 46 Jahren, namens Finley Shepard aus St. Louis, der als ein tüchtiger Eisenbahnfinanzier gilt. Er ist der Sohn eines Geistlichen. Er ist ein Hüne von Gestalt und neben seiner geschäftlichen Tüchtigkeit bringt er in das Millionenparadies seiner zukünftigen Frau auch starke musikalische und literarische Neigungen mit. Die Heirat des Paares soll in Kürze stattfinden und die Nationalisten, die den reichen Amerikanerinnen die Jagd nach verkrachten europäischen Prinzen und Grafen sehr verübeln, erinnern daran, daß Miß Gould schon vor Jahren den für sie charakteristischen Anspruch getan hat: „Ein ehrlicher junger amerikanischer Geschäftsmann ist gut genug für die reichste Erbin.“ Nach diesem Rezept schließt sie nun selbst ihre Ehe.

Drei Vasen für 320.000 Kronen. Ebenso wie Berlin hat jetzt auch Paris seine orientalische Ausstellung, die von Edgar Gorer in dem Hotel Astoria veranstaltet worden ist. Unlängst wurde sie mit einer Ansprache von Mme. Judith Gautier über die Geschichte der chinesischen Porzellankunst eröffnet. Drei Prunkstücke der Ausstellung sind drei chinesische Vasen, die auf 320.000 Kronen geschätzt werden. Sie stammen aus der Zeit des Kaisers King-Ting-Hwa (1465/1488).

Das Hotel ohne Trinkgelder. Vor zwei Jahren machte Herr Klumpp in Frankfurt a. M. mit seinem „Savoy“-Hotel den Versuch, die leidige Trinkgelderfrage dadurch zu lösen, daß er für die Gäste seines Hauses den Trinkgeldzwang vollständig beseitigte, dafür, je nach der Höhe der Rechnung, einen prozentualen Zuschlag auf die Zimmerpreise erhob, der auf der Rechnung ausdrücklich

als Trinkgelderablösung bezeichnet war. Dieses System hat sich bewährt. Das Savoyhotel erfreut sich, so lesen wir in der „Frankfurter Bürgerzeitung“, einer zunehmenden Prosperität, der beste Beweis dafür, daß das Publikum mit der Trinkgelderablösung einverstanden ist. Aber auch das Personal ist sehr zufrieden. Die Vorteile für Reisende wie Personal liegen auf der Hand; letzteres bekommt feste Bezüge in Form monatlicher Gehälter, mit denen die Leute mehr anfangen können, als mit den unsicheren Trinkgeldentnahmen, das reisende Publikum weiß ganz genau, was es an Trinkgeldern zu geben hat, die Knickerigen werden zu einem angemessenen Äquivalent angehalten, diejenigen, welche nicht über die nötige Technik des Reisens und Trinkgeldgebens verfügen, werden der Unsicherheit in der Trinkgeldverteilung überhoben.

Buntes Allerlei:

Eine Spatzenschlacht. Die ganze Bevölkerung von Jokusuka, einer in der Nähe von Jokohama liegenden kleinen japanischen Stadt, war am 13. August v. J. Zeuge einer außerordentlich blutigen Spatzenschlacht. Der Kampf begann auf dem Taisho-Hügel in Jokusuka, und die Streitkräfte bestanden aus schier unzähligen Sperlingen, die aus allen Himmelsrichtungen gekommen waren. Hunderte von Sperlingen sanken nach wenigen Sekunden tot aus der Luft herab, während Tausende von Verwundeten den wilden Kampf fortsetzten, bis auch sie herniederfielen und verbluteten. Die Schlacht begann abends gegen 6 Uhr. Der Himmel wurde plötzlich vollständig verdunkelt durch eine Sperlingswolke; die meisten Spatzen schwirten vom Norden heran zum Hügel, wo sie bereits von zahllosen anderen Sperlingen, die sich auf Bäumen des Hügel schon seit Wochen festgesetzt, hatten, erwartet wurden. Als die neue Schaar in Sicht kam, gab es unter den eingesessenen Spatzen eine lebhaftere Aufregung; kampflustig schlugen sie unter schrillum Schlachtgeschrei mit den Flügeln. Der Angriff muß wohl erwogen und geplant gewesen sein, denn die Schlacht begann sofort. Der furchtbare Kampflärm lockte die ganze japanische und europäische Bevölkerung aus den Wohnungen. Bis spät in die Nacht hinein dauerte der Kampf, und als der Morgen graute, begann er nach kurzer Ruhepause von neuem, um dann noch den ganzen Tag lang, mit kurzen Waffenstillstandsunterbrechungen fortgesetzt zu werden. Die Armee der Eindringlinge schien, soweit sich das feststellen ließ, den Sieg davongetragen zu haben. Der Boden war weithin mit Sperlingsleichen besät, und der eigenartige Krieg scheint, wie die letzten Meldungen besagen, noch nicht so rasch beendet werden zu sollen. Die Japaner weisen auf ein merkwürdiges Zusammentreffen hin. Das Jahr 1912 ist infolge des Todes des Kaisers das letzte der Meiji-Aera und das erste der neuen Taisho-Aera; Taisho heißt aber auch, wie wir bereits erwähnten, der Hügel, auf dem die Spatzenschlacht stattfand. Soll man daraus schließen, daß sich an dem Regierungswechsel in Japan auch die Sperlinge in ihrer Weise beteiligen?

Ein neues Meer. Professor Etchegoyen, ein ernster Mann der Wissenschaft, macht im „Scientific American“ einen sensationellen Vorschlag. Davon ausgehend, daß die Sandebene der Wüste Sahara im Nordwesten Afrikas zu einem Viertel etwa 50 Meter unter dem Meeresspiegel der Ozeane liegt, meint er an die Adresse der Franzosen, in deren kolonialen Machtreich die Sahara fällt, sie könn-

ten durch einen relativ billig und leicht zu bauenden Kanal von ca. 100 Kilometern an der Nordküste Afrikas die Sahara mit Wasser füllen und so ein neues Binnenmeer von sehr bedeutender Größe schaffen. Es würde etwa halb so groß sein als das Mittelmeer. Die Folgen würden ganz enorme sein. Zuerst die wirtschaftlichen: An Stelle der verkehrshindernden Wüste würde ein schiffbares Meer treten, das eine große Zahl direktester und billigster Verkehrswege zwischen dem fruchtbaren Nordwesten, Osten und Mittelland Afrikas brächte. Die verschiedenen Erhebungen und Hochplateaus der heutigen Wüste würden in fruchtbare, ausgedehnte Inseln in nächster Nähe Europas und gute Verbindung mit ihnen verwandelt, ebenso wie die ausgedehnten Küsten des Saharameeres. Der ohne weiteres einleuchtende wirtschaftliche Vorteil wäre ein ungeheurer, nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa, das dicht bevölkerte, dem der neuerschlossene Reichtum und das neue Siedelland einen ganz ungeahnten Zuwachs an Macht gegenüber den anderen Erdteilen Asien und Amerika bringen müßte. Interessant und besonders beachtenswert ist die Umwälzung, die das Klima der gesamten nördlichen Hälfte Afrikas, aber auch wahrscheinlich das Europas erfahren würde. Ohne weiteres ist vorauszusehen, daß das gesamte Nordafrika eine starke Herabsetzung der allgemeinen Temperatur erleiden und sogar ein stark maritimes, also feucht-mildes Klima erhalten würde. Professor Etchegoyen sieht weiter für Nordwesteuropa, also England, Belgien, Holland und Dänemark, ein ganz empfindliches Fallen der mittleren Jahrestemperatur voraus, was für diese Länder geradezu vernichtend wäre. Dieser Befürchtung kann man aber durchaus nicht zustimmen, da Nordwesteuropa sein mildes Klima in erster Linie dem warmen, von Mittelamerika kommenden Golfstrom, dann den über Island fortwährend entstehenden großen Tiefdruckwirbeln zu danken hat, die die milde Luft des Atlantischen Ozeans immer auf's Neue über diese Länder und sie erwärmen. Es ist nicht einzusehen, wieso diese beiden Wärmequellen von einer veränderten Temperatur der Sahara nachteilig beeinflußt werden sollten. Ganz überraschend aber und des lebhaftesten Interesses aller Erdenbewohner wert ist die Perspektive, daß die Füllung der Saharaniederungen mit Wasser eine Verlagerung des Schwerpunktes der Erdkugel und damit eine Änderung der Erchse zur Folge haben müßte.

Die „alten Wahrheiten“ in der Kinderpflege. Auf dem internationalen Gesundheitskongreß in Washington hat Dr. Woods Hutchinson, eine der berühmtesten Autoritäten auf dem Gebiete der Hygiene, speziell der Kinderpflege, bemerkenswerte Ausführungen gemacht, die in dem Kampfruf gipfeln: Fort mit den „alten Wahrheiten“ und den „weisen alten Sprichworten“. „Die Natur strebt zur Heilung und nicht zur Krankheit,“ führte der Gelehrte aus, als er die modernen Prinzipien der Kinderpflege und Kindererziehung kritisierte. Ein schönes Sprichwort lehrt, man solle vom Tisch aufstehen, wenn man gerade noch eine Kleinigkeit mehr haben wollte. Diese Theorie stellt der Forscher die Sicherheit des kindlichen Instinkts gegenüber: „In neun von zehn Fällen soll man dem Kinde geben, was es verlangt. Das starre Gesetz, nach dem für jedenmann, für jung und alt, die üblichen drei Tagesmahlzeiten ausreichen, ist kurzsichtig und töricht: ein gesundes Kind kann sehr oft Nahrung zu sich nehmen und braucht sechs Mahlzeiten am Tage. Ist doch auch der menschliche Magen zu dauernder Arbeit organisiert. Und ebenso ist es mit dem Spruche, der uns rät, früh zu Bett zu gehen und früh

aufzustehen. Die Erfahrung zeigt, daß es falsch ist, Kinder abends zu früh ins Bett zu stecken: nur damit die Eltern Ruhe haben. Das Kind weiß besser als die Eltern, was es braucht. Die Hauptsache ist, daß ein Kind genügend Schlaf hat, möglichst viel Schlaf, denn der Schlaf ist das beste Heilmittel. Vor allem soll man Kinder morgens nicht wecken, sondern sie schlafen lassen, bis sie von selbst aufwachen. Wir halten uns für älter als unsere Kinder, aber vom Standpunkt der Rasse aus sind sie die älteren. Ihre Instinkte sind im Verlaufe von acht oder neun Millionen Jahren entstanden und gewachsen, diese Instinkte müssen etwas wert sein. Das Kind soll sich im Einklang mit diesen Instinkten entwickeln. Die Tendenz, durch Predigen und Erziehen jungen Schultern sozusagen einen alten Kopf aufzusetzen, ist aufs tiefste verderblich. Und darum: Fort mit den „alten Wahrheiten“, mit denen wir unsere junge Generation von der Natur fortlocken wollen und sie nur dazu erziehen, ihrem eigenen Instinkte zu mißtrauen und untreu zu werden.“

Wie man in New York gesellschaftsfähig wird. Felice Ferrero, der bekannte New-Yorker Mitarbeiter des „Corriere“, schickte seinem Blatte einen Brief, der einen merkwürdigen Einblick in das New-Yorker Gesellschaftsleben, will sagen das Gesellschaftsleben der Millionäre, gestattet. Wie wird man in New York gesellschaftsfähig? Eigentlich gibt es nur einen Schlüssel zur Gesellschaft: das Geld. Geld allein aber tut es nicht, denn man muß erst auf irgendeine Weise eingeführt werden. Wer sich als neugebackener Millionär in New York niedergelassen hat, muß zunächst fleißig die gesellschaftlichen Berichte in den Zeitungen lesen. Auf Namen, die häufig genannt werden, muß man besonders achten, und wenn man darunter eine geeignete Persönlichkeit herausgefunden zu haben vermeint, muß diese gekapert werden. Das ist jedoch auch nicht so ganz leicht, denn die New Yorker Gesellschaft ist selbst den Leuten gegenüber, die Hunderttausende von Dollar im Jahre einnehmen, recht verschlossen. Ehemals konnte man mit Hilfe der Jugend — wenn man nämlich als Millionär Kinder hat — in die Gesellschaft eindringen. Dieser Trick, so sagt Ferrero, ist ganz veraltet; viel wirksamer als Kinder sind — Hunde. Gegenwärtig nämlich spielen Hunde in der amerikanischen Gesellschaft eine außergewöhnlich große Rolle. Da gibt es Hundeklubs (bei denen der Klub aus ihren Herinnen, nicht aus den Hunden besteht; diese veranstalten Ausstellungen (wo Hunde, nicht die Damen ausgestellt werden) und geben Festessen oder Teegesellschaften (wo die Damen und die Hunde speisen); außerdem aber trifft man auch sonst im gesellschaftlichen Leben überall eine erkleckliche Anzahl erlesener Bulldoggen, Collies, Pudel und Terriers. Gelingt es nun dem neuen Parvenu, ein Prachtexemplar von Hund in seinen Besitz zu bringen, das auf einer Ausstellung mit dem ersten Preise bedacht wird, so ist sein Glück gemacht. Als bald wird nämlich das Hundevieh von einem Hundeklub zu irgendeinem Hundefest geladen, und da es nicht gut allein erscheinen kann, wird sein Herr (oder seine Herrin) mit eingeladen, und damit ist der glückliche Hundebesitzer in die Gesellschaft aufgenommen. Dieser Weg über den Hund ist jedoch nicht der einzige. Auch Geld, das ganz unverhüllt angeboten wird, ist zuweilen sehr wirksam. Ein reicher Industrieller, der durchaus am gesellschaftlichen Leben New Yorks teilnehmen wollte, stellte zum Beispiel zu diesem Zwecke in seinem Geschäft einen jungen Mann aus der Gesellschaft an, der eigentlich nichts zu tun hatte, als jährlich sein Gehalt von etwa 100.000 Kronen

anzustecken. Er führte die Familie seines Chefs in die Gesellschaft ein, und so schien alles gut. Leider beging der Industrielle die Taktlosigkeit, den Handel auszulaudern, und das Endergebnis war, daß er ein hübsches Sümmchen verloren hatte, denn die Gesellschaft schloß ihn wieder aus, als es ruchtbar wurde, auf welchem „unlauteren“ Wege er in sie eingedrungen sei. Freilich werden Händel dieser Art sonst recht unverhohlen ausgeführt. Es gibt zum Beispiel in New York eine Reihe der teuersten Hotels, in denen vornehme Leute mit klangvollen Namen in Hülle und Fülle leben, ohne einen Pfennig Geld dafür auszugeben. Das Hotel hat von ihnen einen großen Nutzen, denn diese Leute ziehen ihren Freundeskreis in das Hotel, und diese Freunde müssen für die anderen mitbezahlen. Es versteht sich, daß die „Freunde“ solche Leute sind, die erst gesellschaftsfähig werden wollen. Noch sicherer, aber ebenso kostspielig ist folgender Weg zur Gesellschaft: man opfert eine große Summe für Wohltätigkeitszwecke, für das Frauenstimmrecht, für irgendwelche Klubs, für irgendwelche Reformbestrebungen oder für die Kunst. Die Namen solcher edel denkender Wohltäter erscheinen in allen Zeitungen unmittelbar neben denen der anerkannten Gesellschaft, und so ist die Brücke zu dieser geschlagen. Allerdings ist auch hierbei der feinste Takt unerläßliche Bedingung, wofür die folgende Geschichte ein schlagender Beweis ist: In einem New Yorker Park steht eine weibliche Statue. Sie ist die Stiftung eines Frauenvereins aus den höchsten Kreisen. Diese Frauen wollten eines Tages der Stadt eine Statue, eine nackte weibliche Gestalt darstellend, anbieten, und alles war schon in schönster Ordnung, bis auf eine Kleinigkeit: das Geld dazu war nicht vorhanden. Eine Familie, die längst gerne in die New Yorker Gesellschaft aufgenommen werden wollte, hörte hiervon und erbot sich sogleich, die Summe zu stiften, wobei die Aufnahme in die Gesellschaft stillschweigende Bedingung war. Die neuen Millionäre kamen aus der Provinz und hatten keine Ahnung von New Yorker Verhältnissen. Sie waren streng puritanisch, und als sie das fertige Marmorwerk zum ersten Male sahen, prallten sie entsetzt zurück: die Gestalt war nackt! Das durfte nicht sein! Sie weigerten sich, das versprochene Geld herzugeben, wenn der Künstler nicht die Nacktheit beseitige. Das geschah denn auch, allein die Tür zur Gesellschaft war dieser neuen Millionärfamilie damit für immer verschlossen.

Eine versunkene Synagoge. Professor Lucien Gauthier hat jetzt auf dem Boden des alten Kapernaum am See Tiberias, das heute Tell Hum heißt, Ausgrabungen veranstaltet. Er fand dort eine Synagoge, deren Mauern zwar, vermutlich durch ein Erdbeben umgeworfen sind, aber die einzelnen Teile sind so gut erhalten, daß das ganze Gebäude wieder aufgerichtet werden könnte. Konstruktion und Material des Bauwerks, zu dessen Eingang eine Freitreppe hinaufführt, weisen auf die ersten nachchristlichen Jahrhunderte, und so kommt Professor Gautier im Journal de Genève zu der Vermutung, daß die Synagoge die in der Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum im Neuen Testament (Lue. 7, 1—10) erwähnte Schule ist. Dort heißt es, daß die Aeltesten der Juden die Bitte des Hauptmanns an Jesus um Heilung seines Knechtes mit den folgenden Worten unterstützt hatten: „Er ist es wert, daß du ihm das erzeigest; denn er hat unser Volk lieb, und die Schule hat er uns gebauet.“ Ist die Vermutung von Professor Gauthier richtig, so wäre uns die Synagoge erhalten, in welcher Jesus bald nach seiner Taufe gelehrt und den bösen Geist aus einem Besessenen ausgetrieben hat. (Marc. 1, 21—28.)

Noch schlauer. Ein armer Kerl sollte sich wegen eines kleinen Vergehens vor dem Gericht verantworten. Bis dahin war er noch völlig straffrei geblieben. Um die Ehrlichkeit seines Klienten noch mehr hervorzuheben, erlaubte sich ein Advokat folgende kleine List: „Hier haben Sie zwei Frank,“ sagte er zu seinem Klienten, „damit gehen Sie ins Polizeikommissariat und sagen Sie, Sie hätten das Geldstück auf der Straße gefunden. Verlangen Sie eine Bescheinigung darüber.“ So geschah es und der Advokat steckte die zusammengefaltete Quittung in die Tasche. Der Advokat plädierte famos. Er ließ die strenge Ehrlichkeit seines Schutzbefohlenen hervortreten und rief aus: „Ein Klient, meine Herren, der auf der Straße ein Zweifrankstück findet und es in das Polizeikommissariat bringt . . .“ Hier unterbrach ihn der Richter mit den Worten: „Sie wollen sagen, einen Frank, Maitre.“ — „Nein, zwei Frank.“ Der Richter reichte dem Advokaten die Quittung; es stand nur ein Frank darauf. „Gut, gut! Das ist ein Gedächtnisfehler,“ fuhr der Advokat nach einiger Ueberraschung fort. „Mein Argument ist deshalb nur noch stärker. Wer von uns hätte sich, wenn er auf der Straße ein bescheidenes Frankstück gefunden hätte, die Mühe gegeben, es auf das Kommissariat zu tragen? Dieser Mann hat aber die Skrupel so weit getrieben . . .“ Der Angeklagte wurde freigesprochen. Der Advokat hatte die Richter hineingelegt, aber der Angeklagte seinen Advokaten.

Die antiseptischen Tränen. Die Dichter haben schon oft genug das Lob der Tränen gesungen. Nun kommt die moderne Wissenschaft und bestätigt dieses Preislied. Die Wohltat des Weins ist nicht nur moralisch heilsam. Ein dänischer Gelehrter, Dr. Lindahl in Kopenhagen hat, wie das „Journal des Debats“ mitteilt, die antiseptische Macht der Tränen erwiesen. Sie waschen beispielsweise die Sünde ab und zerstören zu gleicher Zeit die Mikroben. Welchen Trost bedeutet doch diese Erkenntnis des sanitären Charakters aller Tränen! Wenn sie nicht immer des Herzens Schmerzen stillen, so reinigen sie doch die Nase von bösen Bazillen. Zu etwas also ist das Unglück immer gut. Und welches Gefühl ist es, so plaudert das französische Blatt, für den modernen Liebenden, wenn er sich über träuenerfüllte Augen neigt, die Perlen des Schmerzes forttrinkt und dabei weiß, daß er zugleich Medizin schluckt. Quellet, ihr Tränen! Der Schmerz des Einen ist die Gesundheit des Andern. Man wird Tränen in Fläschchen und als Essenz verkaufen. Diese Nebenprodukte des Leidens werden fortan eine kleine Einmalnequelle für alle jene sein, die bisher hoffnungslos weinten. Und welche Gerechtigkeit der Natur! Der Schmerz wird etwas einbringen, und je tiefer er ist, desto mehr Tränen kann man ernten. Fort mit dem tränenlosen Leide! An den Tränenröhren und ihrer Fruchtbarkeit sollst du die zarte Seele erkennen. Der Doktor Lindahl in Kopenhagen, dem die Wissenschaft diese kostbare Entdeckung verdankt, weist darauf hin, daß Tränen besonders bei der Heilung ansteckender Lungenentzündungen eine wohltätige Rolle spielen können. So wird ein Leiden, das so gern die Papageien weiter verbreiten, gewissermaßen durch die Krokodile wieder geheilt. Wie geheimnisvoll sind die Wege der Natur! Der Gelehrte beweist uns auch, daß die mikrobenlösende Macht bei häufigen und langen Tränenergüssen geringer wird. Viele Tränen und häufige Ergüsse vermindern die Wirkung. Aber ach, das wußten wir bereits: aus der Erfahrung . . .

Feuilleton.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

(5. Fortsetzung.)

Auch Gottfried war auf das Drängen des Onkels hin mit diesem zu der Feier auf den Platz vor der „Krone“ gegangen; und in der allgemeinen Festfreude fanden sich wirklich einige gutmütige ältere Leute, die dem Doktorbauer zu Dank verpflichtet waren, auch, nahe dem Ziel ihrer Lebensreise, auf die irre Fahrt der Jüngeren mit mild verstehenden Augen blickten und dem „in Schuld und Strafe Gefallenen“, schon im Andenken an seinem Vater, einen Händedruck und einige freundliche Worte nicht versagen mochten. Doch als der offizielle Teil des Programms erledigt war und der „Rummel“ des Schießplatzes, der Karussells, Luftschaukeln und Gauklerbuden in seine Rechte trat, stahl sich Gottfried bald genug von der Seite des Onkels heimlich weg nach Hause.

Der Hof lag in feiertäglicher Ruhe und Stille: da war nicht einer seiner Leute, Knechte oder Mägde, der heute, am Ernte- und Jubelfeste, nicht von seinem Rechte Gebrauch gemacht hätte, zu feiern, bis ihm Trunkenheit oder Tanzmüdigkeit ins Bett treiben oder gar auf der ersten besten Bank niederwerfen würde. Hatte doch sogar der alte Hannes allen Ernstes gesagt, daß er sich einen „gehörigen Jubiläumsaffen zu kaufen“ gedächte; „denn ‘mal will jeder Mensch ‘ne Freude haben!“

Aus dem Geräteschuppen aber drang das Gequietsch des Schleifsteines; und als Gottfried die Tür öffnete, sah er da im Halbdunkel den roten Alwin in seiner abgerissenen Werktagkleidung stehen und sein Taschenmesser schleifen. „Feiertagsarbeit!“ knurrte der Ueberraschte und ließ sich dann nicht weiter stören.

Seinem alten Vorsatz getreu, versuchte Gottfried wieder einmal, mit dem „Unheimlichen“ — wie er ihn wohl gelegentlich im Geiste nannte — ein freundliches Gespräch anzufangen, dem Urgrund seines trübe verschleierte Wesens näherzukommen. Aber er lockte trotz aller Mühe dem Burschen keine drei zusammenhängenden Worte aus den fest aufeinandergebissenen Zähnen.

„Komm, hilf mir das Vieh besorgen!“ befahl er schließlich fast unwillig.

„Die Pferde sind gefüttert; und die Kühe geh’n mich nischt an!“ klang die trotzig Antwort.

Gottfried ging ins Haus, das so still und leer wie der Hof dalag, warf den feierlichen schwarzen Anzug ab und atmete auf, als er wieder die leichte grüne Lederjoppe auf Armen und Schultern fühlte. Die Mutter fand er im Kuhstall beim Melken. Es war ungewohnte und ungerne getane Arbeit für sie; ihr kaltenloses Gesicht glühte, und der letzte Schein der Abendröte fiel durch die offene Tür auf ihr volles, blondes Haar, das sie auf Elsbeth vererbt hatte. Sie wird eine schöne Frau bleiben bis ins Alter hinein; und wenn der Onkel sie nach dem Tode der Tante wirklich heimführen würde, bewiese er wahrhaftig keinen schlechten Geschmaek, mußte Gottfried denken, und freute sich, daß er ohne alle die bösen Zweifel denken konnte, die die Eifersucht der kranken Frau drüber im Doktorbauernhause an jenem schwülen Sonntagnachmittag in ihm erweckt hatte. Und er ging in die kühle Tenne, in der das schon am vergangenen Abend gemälte Grünfutter lag, und schüttete den Kühen Schwingen um Schwingen voll in die steinernen Krippen. Erst als er in den rückwärtigen Teil des Futterganges kam, sah er,

Casa de Saude

(Sonderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphiumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douchen, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger Assistent der Irrenanstalt in Juquery

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo Postfach 947 :: Telephon 2243

daß die Mutter bei ihrer sauren Arbeit Hilfe hatte: Trude Hoffmann, die sich bisher in dem dunklen Stall hinter den sie verbergenden Kühen nicht gemeldet, verwies eben die abzeichenlose große Schwarze — „den Deibel“, wie man sie wegen ihrer Farbe und wegen ihrer Widerspenstigkeit beim Melken nannte — scharf zur Ruhe.

„Das hab ich ja gar nicht gewußt, daß Du so lange Deinen singlustigen Mund halten kannst, Trude!“ scherzte Gottfried.

„Ach, Sie sollten gar nicht merken, daß ich da bin!“ klang die Antwort leise, wie verstohlen.

„Nann? Warum denn nicht?“

„Weil der Alwin auf ‘m Hof ist! Und Sie wissen ja, wenn der sieht, daß Sie mit mir reden, dann kriegt er immer ein paar Augen, daß man ihm gleich alles Schlimmste zutrauen möchte.“

Gottfried schwieg. Es würde doch wohl das beste sein, wenn er den Burschen bei der ersten Faulheit oder Frechheit, die er sich zusehulden kommen ließe, wegschickte. Aber er wollte doch die Sorge, die er sich um Trude Hoffmann machte, nicht merken lassen. So fuhr er fort:

„Ich glaube, Du hast Dir noch gar nicht ‘mal Deine Girlanden auf dem Festplatz besehen? Oder warst Du doch bei der Feier und bist mir nur in dem großen Gedränge nicht vor Augen gekommen?“

„Ich hatte Nachmittag keine Zeit. Mutter wollte mich auch ‘mal ein paar Stunden bei sich haben.“

„Aber zum Tanzen gehst Du doch abends?“

„Wird wohl nichts draus werden!“

„Machst Du Dir nichts aus Tanzen?“

„O doch!“

„Na also!“ Gottfried stellte sich vor, wie zierlich und anmutig Trude, die schon so leicht über den unebenen Erdboden schritt, im Walzertakt auf dem glatten Parkett des Saales dahinschweben mußte. Und der Wunsch stieg in ihm auf, die schlank Gestalt einmal beim Tanz in seinem Arm, an seiner Brust zu halten.

„Die anderen Mädels haben alle so feine Kleider; und ehe man sich von ihnen immer als Lumpenlieschen verachten lassen soll, bleibt man lieber zu Hause,“ sagte Trude nach einer Pause in zauderndem Ton, als brächte sie’s nur widerwillig über die Lippen.

„Hm . . .“ Gottfried dachte an den Luxus, den seine Schwester in Fest- und Staatstoiletten trieb. Ob sich nicht eine ihrer zahlreichen, für Trude Hoffmann allerdings zu kurzen Ballfalten durch einen Ansatz oder sonst irgendwie paßrecht verlängern ließe? Wenn er die Mutter, bei der Trude infolge ihrer nie versagenden Dienstbereitschaft und ihres sonnigen Wesens ohnehin einen Stein im Brett hatte, um einen freiwilligen Versuch bäte . . .! Doch er verwarf den Gedanken so rasch, wie er ihm gekommen war. Schien ihm das Mädchen zu gut, seiner Schwester abgelegte Kleider zu tragen, oder war ihm die Vorstellung zuwider, daß andere Burschen sie beim Tanzen in die derben Arme nehmen, daß der heiße Atem Angetrunkener ihre Stirn und ihre Wangen streifen sollte? Er wollte sich kei-

ne Rechenschaft darüber geben, ob dies oder das schwerer wog in seinem Empfinden. Nur das fühlte er gewiß, daß beide Gedanken derselben Quelle entsprangen, seiner Leidenschaft für Trude, die ein Unrecht war, ein Unrecht an Erna Plathe und an seinem eigenen Gewissen, und die er deshalb in seinem Herzen nicht aufkommen lassen durfte. Als er aber die leere Schwinge auf die Schulter warf, meinte er doch, dem Mädchen eine Antwort schulden zu sein:

„Ja, Trude, wir beide . . . Du und ich . . . wenn wir tanzen wollen, werden wir wohl am besten draussen vor der Tür tanzen müssen, draussen im Dunkeln, wo Dein schlechtes Kleid und mein schlechter Ruf keinen Menschen stören. Es mag das übrigens ein ganz, feines Vergnügen sein!“ Damit ging er rasch aus dem Stall, ohne Trude Zeit zu einer Erwiderung zu lassen.

Sein Vorsatz war, heute so früh wie möglich ins Bett zu schlüpfen, um am nächsten Morgen, wenn alle mit grauen Gesichtern und trägen Gliedern an die Arbeit wie an eine lähmende Gefahr heranschleichen würden, desto besser seinen Mann stellen zu können. Als der Abend aber hereingebrochen war — ein Abend voll drückender, fast hochsommerlicher Schwüle, wie ihn der zu Ende gehende September manchmal bringt, litt ihn sein Blut nicht in dem engen Zimmer. Auf der stillen, dunklen Dorfstraße, auf die er Luft schöpfend hinaustrat, wehte ihm der aus Süden kommende Wind die Klänge der Tanzmusik aus der „Krone“ und aus dem „Weißen Roß“ zugleich in einem wirren Tongewoge um die Ohren. Da ging auch er in einem dumpfen Triebe, über den er sich keine Rechenschaft ablegen konnte, noch einmal den Klängen nach. Im grauen Werktagsanzug, ohne Hut und ohne gesteiften Kragen am weissen Leinenhemd. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, sich mit einem Stock zu bewaffnen, weil er's für wahrscheinlich hielt, daß die „Friderizianischen“ im Dunkel der Nacht für die ihrem „Leutnant“ angetane Schmach blutige Vergeltung üben könnten, sobald einer von ihnen seiner ansichtig würde. Aber er meinte, für den Fall der Not auch auf seine gesunden Fäuste banen zu können; und ein „Vorbesträfer“ tat wohl ohnehin gut daran, alle „gefährlichen Werkzeuge“ zu Hause zu lassen . . .

Am „Weißen Roß“, das bei offiziellen Gelegenheiten als Lokal zweiten Ranges galt, ging er rasch vorbei und stand dann bald als Zaungast vor den Saalfenstern der „Krone“.

Ah, sieh da! Am Honoratiorentisch, in Gesellschaft des im Glanz seines frischen Ordens strahlenden Amtsvorstehers, in Gesellschaft der Plathe und Brückner saß Seite an Seite neben Fritz Reinhardt Elsbeth; und aus ihren Augen glänzte die große Glückseligkeit, die sie darüber empfand, endlich einmal frei und offen unter den „Nobelsten“ der Gemeinde, denen sie sich zugehörig und seelenverwandt fühlte, an der Seite ihres Geliebten paradieren zu dürfen.

Ein Gefühl bitterer Ironie regte sich in Gottfried. Was sich in der Welt durch keine Güte und Liebe erreichen ließ, das erzwang also ein roher Faustschlag ins Gesicht! Und wenn er so, mit drohend erhobnem Arm, gleichsam als „schwarzer Mann“, immer hinter seinem Herrn Schwager stehen bleiben würde, so verhalf er seiner Schwester vielleicht wirklich zu einer ganz erträglichen Ehe. Dann hatten die fünf Zuchtjahre wenigstens einen Zweck gehabt: einen Feigling vor ihm, dem allezeit „totsehlagsbereiten Wüterich“, zittern zu lassen!

Warum wohl Erna Plathe, die eben mit dem zukünftigen ersten Rodenauer Reserveleutnant zum

Tanz antrat, so wenig froh darenblicken mochte in ihrem weißseidenen Spitzenkleid, das an Schönheit und Kostbarkeit alle anderen Kleider im Saal, auch Elena Frieses und Elsbeths, weit übertraf? Funkelten nicht gar Brillanten in ihren Ohren? Ach ja, das Behängen mit teurem Tand und Flitterkram erschien auch den märkischen Bauern als „Kultur-erfordernis“, sobald sie ihr Geld nicht für notwendige und nützliche Dinge loswerden konnten . . . Ob Erna ihn bei diesem Jubelfest schmerzlich vermißte? Ob es ihr leid tat, daß sie sich am vergangenen Abend, bei der Begegnung, die er mit ihrem Vater gehabt, seiner nicht angenommen, sich so gestellt hatte, als sähe sie ihn gar nicht? Vielleicht reute es sie jetzt; aber er wollte ihr gewiß nicht böse sein, daß sie in jenem Augenblick nicht die Kraft gefunden hatte, sich treu und ehrlich zu ihm zu bekennen!

Der Tanz war längst zu Ende, aber Gottfrieds Blick hing weiter an der Geliebten seiner Jugendentage, die sich jetzt so an den Tisch gesetzt hatte, daß sie ihm ihr Gesicht voll zuwandte. Ob sie ahnte, daß er da draußen stand, mit dem Verlangen, sich wieder einmal sattzusehen an ihr?

Nach Schönheit suchte Gottfried in Ernas Antlitz und fand jeden ihrer Züge hold und berückend, weil aus jedem tausend Erinnerungen glücklicherer Stunden in seine glücklose Einsamkeit hineinschwebten, und weil ihm, wie allen starken Menschen, das vor allem anderen schön und verlockend erschien, das schwer und mühselig zu erringen war. Heißer Trotz stieg in ihm auf, daß er hier draußen stehen und mit Blicken betteln mußte um eine, die ihm doch zu eigen gehörte, die ihm manch liebesmal im jugendlichen Ueberschwang Treue geschworen hatte für Zeit und Ewigkeit, für Leben und Sterben! Fast hätte er laut aufgelacht in bitterem Schmerz. Und eifriger und eifriger redete er sich ein, daß auch Erna nur um seinetwillen mit fest aufeinandergekniffenen Lippen und finster zusammengezogenen Brauen grüblerisch und traurig dasab. Höher und höher schwoll das Begehren seines jungen Blutes, sie wieder einmal an seine Brust zu reißen, auf ihren Mund, ihre Wangen, ihren Hals brennende Küsse zu pressen.

Wenn er nach Hause ginge, sich noch einmal in den schwarzen Anzug zwängte und dann wiederkäme, in den Saal träte und die Geliebte zum Tanz anforderte, ob sie ihn wohl abweisen würde? Oder ob sie jetzt in dem Rausch und Taunel, der über dem Saal lag, der wie ein Fieber aus aller Augen glänzte, den Mut fände, sich in seinen Arm zu schmiegen, dem Vater und all den anderen zum Trotz? . . . Nein — er durfte sie nicht auf diese Probe stellen, durfte sie nicht quälen, ihr keinen Aerger und keine Verlegenheit bereiten. Er mußte warten, bis seine Stunde kam; und seine Stunde kam wohl bald . . . Aber ihr noch in dieser Nacht einen langen und ausführlichen Brief zu schreiben, nahm er sich vor, und ihr den Brief morgen durch Trude Hoffmann zu schicken. Durch Trude Hoffmann? Ja, gerade durch sie, zu der er in den letzten Wochen viel zu freundlich gewesen war. Sie sollte nicht glauben, daß er sie gern hatte. Nein; denn er hatte sie ja gar nicht gern; er liebte ja nur die andere, die da drinnen im schimmernden Saal, die Holde, die Feine im weißseidenen Kleid mit den funkelnden Edelsteinen in den rosigen Ohren. Seine Braut, ja, seine Braut! O, wie wollte er sie küssen, wenn sie zu dem Stelldichein kam, um das er sie in seinem Brief bitten würde!

Als die Musikanten auf der Bühne wieder mit ihrem Getöse und Gefiedel anfangen und der junge Brückner — nun wohl zum neunten- oder zehnten-

mähe, seit Gottfried am Fenster stand — den Arm um Erna legte, schoß es zunächst wie ein Glutstrom der Eifersucht durch die Brust des von irren Zweifeln Zerissenen, der sich kaum noch zurecht fand in seiner eigenen gequälten Seele. Dann aber packte ihn vor der Tanz- und Trinkorgie da drinnen im Saale ein Gefühl fast körperlichen Abscheus; selbst Erna erschien ihm unrein und besudelt durch die Berührung und den Atem der in wüster Lebenslust rasenden Bauern, und ein kalter Schauer der Ernüchterung rieselte über ihn hin.

Als er sich zum Gehen wandte, sah er am Nebenfenster Trude Hoffmann mit zwei Kossäntentöchtern plaudern, die das Fest wegen der Trauer um ihren jüngst verstorbenen Vater nicht mitmachen durften. Und einige Schritte hinter den dreien, durch den dicken Stamm einer der großen Linden halb gedeckt, stand der rote Alwin und ließ keinen Blick seiner funkelnden Raubtieraugen von der schlanken Gestalt.

Gottfried trat an Trude heran.

„Nun, Trude, gehst Du auch bald nach Hause, oder bist Du noch nicht lange hier?“

„Ich war schon hier, als Sie kamen. Sie haben mich nur nicht beachtet,“ gab das Mädchen zurück. Und während der Blick ihrer dunklen Augen mit ängstlichem Ausdruck nach der Linde glitt, hinter der der Knecht jetzt völlig verschwand, setzte sie leise hinzu: „Ich wär' auch schon längst wieder fort, wenn ich mich nicht so gefürchtet hätte. Sie werden ja wissen, vor wem!“

„Dann will ich Dich die paar Schritte bis an Deine Tür bringen,“ antwortete Gottfried, dem jählings die Erinnerung an die „Feiertagsarbeit“ des roten Alwin, das Messerschleifen, gekommen war.

„Wenn Sie das tun wollten!“ Ich hab' mich schon genug geärgert, daß ich nicht überhaupt ganz zu Hause geblieben bin! — Gute Nacht, Emma! Gute Nacht, Auguste!“ nickte sie den zur Trauer verurteilten Kossäntentöchtern zu. — — —

Gottfried Reinhardt und Trude Hoffmann hatten die in völliger Finsternis daliegende Dorfstraße erreicht, ohne noch ein Wort miteinander gesprochen zu haben. Hinter ihnen in der „Krone“ schwiag die Musik schon eine ganze Weile. Wahrscheinlich hatte Brückner d. Aelt., der bei jedem Fest sein Dutzend Reden hielt, wieder, „von unwiderstehlichem Drange getrieben, die Herrschaften um einen Augenblick Gehör“ gebeten. Nun das grellbunte Bild des Festsaales Gottfried nicht mehr verwirrend vor Augen stand, nun die Stille der Nacht ihm wie mit saunen Händen an die erhitzten Schläfen rührte, der Tau von den Bäumen schwer auf seinen nackten Scheitel tropfte, und sein Blick wieder die Sterne hoch oben in reiner Klarheit leuchten sah, kam er sich ganz verwandelt vor. Was ihm vorher in raschem Wechsel gequält: fieberhaftes Verlangen und dumpfe Ernüchterung, wie weggewischt, und an ihrer Statt allein ein tief atmendes Sehnen nach Frieden in seiner Brust. Ernas strahlende Gestalt mit ihrem betörenden Sinneszauber versunken, erloschen; dafür das beruhigende, beglückende Gefühl in ihm: Nun gehst du an der Seite eines Menschen dahin, über den du nicht grübeln brauchst, dem du hell und klar in die helle und klare Seele siehst, eines Menschen, an dem kein Falsch ist! . . .

So drängt es ihn, dem Mädchen neben sich irgend etwas Freundliches zu sagen; aber seine zähen Vorsätze, die stärker waren als sein Empfinden, ließen doch kein gutes Wort über seine Lippen; und gleichgiltige Rede zu wechseln — „dumme“, wie er sie nannte, war ihm von Jugend an zuwider gewesen. Trude, die sonst so singe, und plauderlustige Trude, schwieg, weil ihr das Glück die Zunge lälunte. Das

Glück, Gottfried als ihren Begleiter und Beschützer neben sich zu wissen, die Nähe seiner hohen, schlanken Gestalt, die sie im Dunkel der Nacht nur in unklaren Umrissen sehen konnte. Auf ein Weilehen einer Geliebten gleich an der Seite des Mannes einherzugehen, den sie mit ihrem jungen und starken Herzen mehr als die ganze Welt um sich her, mehr als sich selber liebte — einem ewigen zwingenden Naturgesetz zufolge, ohne sich zu fragen, warum und zu welchem Ende.

Als die beiden schon ein tüchtiges Stück gegangen waren — die Rodenauer hatten ihr Armenhaus ans äußerste Südende ihres Dorfes gebaut, und „die paar Schritte“, von denen Gottfried vorher in Gegenwart der beiden Kossätenmädels gesprochen, waren nichts als eine höfliche, auch entschuldigende Redensart gewesen —, meinte Trude, auf dem weichen Sande des Fußgängerweges hinter sich rasche, huschende Schritte zu hören. Sie blieb stehen, legte Gottfried die Hand auf den Arm und bat ängstlich:

„Kehren Sie um, Herr Reinhardt. Ich hätte das nicht annehmen sollen, daß Sie mich nach Hause bringen, wo ich doch weiß, daß der Mensch, der Alwin, immer wie wahnsinnig wird, wenn er uns nur zusammen sieht. Kehren Sie um. Ich hab' solche Angst um Sie. Es ist ja auch nicht mehr so weit. Ich renne, was ich rennen kann; da greift mich so leicht keiner!“

„Bist nicht gescheit, Mädle,“ antwortete Gottfried, und in Erinnerung daran, daß er wegen der kurzen Abrechnung, die er im „Weißen Roß“ mit seinem Vetter Fritz gehalten, den ganzen Abend auf einen Strauß mit den „Friderizianischen“ gefaßt gewesen war, setzte er laut, fast übermütig, hinzu: „Ich möchte keinem raten, mir in die Quere zu kommen. Mir juckt's schon lange in den Fingern, mich gegen diesen oder jenen, der mir an den Kragen will, tüchtig meiner Haut zu wehren!“ Dabei packte er Trude, die nicht vom Flecke wollte, mit festem Griff am Handgelenk und zog sie mit sich fort. Ließ sie auch nicht los, solange sie zögerndes Schrittes neben ihm ging, versuchte sich dabei einzureden, daß er's nur täte, um sie zu ihrem Bestem seinem Willen gefügig zu machen — konnte der rote Alwin nicht an ihrer Tür auf der Lauer stehen? — und wußte doch, daß er's nur tat, weil's ihn beglückte, den Pulsschlag ihres Blutes zu fühlen, mit ihr von Hand zu Hand verbunden zu sein. Als Trude Hoffmann aber endlich doch wieder in ihre flinke Gangart verfiel, ließ er sie so jählings los, als hätten seine Finger glühendes Eisen berührt.

Und da geschah etwas, worauf er nicht gefaßt gewesen war.

Hegte Trude denselben Gedanken wie Gottfried: daß der rote Alwin vorangeilt sein und an ihrer Haustür auf sie passen konnte, und wollte sie den Geliebten unter allen Umständen vor einer Begegnung mit seinem Feinde wahren, oder regte sich das Verlangen in dem jungen Blut ihrer zwanzig Jahre, ihn auf die Probe zu stellen oder mit ihm, gerade mit ihm, ihre Kräfte neckend zu messen? Kaum, daß Gottfried sie freigegeben, lief sie ihm, was sie laufen konnte, davon, in die finstere Nacht hinein, in der ihre dunkelbekleidete Gestalt auch sogleich verschwunden war.

Gottfried stand ein paar Sekunden verblüfft und zaudernd und lauschte auf das leiser werdende Huschen der linken Füße, das Rascheln des dünnen, gestärkten Kattunrockes. Dann aber, im heiß aufflammenden Impuls, begann auch er zu laufen, was seine langen Beine hergeben wollten, und holte die Fiehende wirklich nach kaum hundert Sprüngen

ein. Doch nicht durch überlegene Kraft, sondern weil ihr, als sie den geliebten Mann hinter sich herstürmen hörte, Freude und Glück und zugleich auch die Sorge, der jagende Lauf möchte seiner noch öfters an quälendem Hustenreiz leidenden Lunge schädlich sein, lähmend in die Glieder fuhren. Und wieder packte Gottfried das Mädchen am Handgelenk, mit festerem Griff noch als vorher.

„Da hab' ich Dich ja,“ stieß er aus schwer und heftig arbeitender Brust hervor; und seine Hand glitt an ihrem Arm empor bis zu ihrer Schulter, liebkosend und doch mit entschiedener, zugreifender Gebärde, wie wenn er Besitz von ihr nähme. „Siehst Du nun, wie leicht Du zu Langen bist?“

„Aeh, nicht so leicht, wie Sie denken,“ versetzte Trude schelmisch, offenbar weniger außer Atem als er. „Wenn ich's durchaus nicht gewollt — wenn ich mich angestrengt hätte, hätten Sie mich nicht gekriegt!“ Und sie lachte, daß er trotz der Dunkelheit ihre weißen Zähne schimmern sah. Mitten im Lachen aber brach sie ab und lehnte ihre Wange gegen seine Hand, die noch immer fest auf ihrer Schulter lag. Ja, deutlich fühlte er, wie auch ihre Schulter sich voll und warm in seine Hand hineinschmiegte.

„Zusammen tanzen wollten wir vor der Tür der „Krone“, versuchte er zu scherzen; „'s ist nichts draus geworden; aber Wettgelaufen sind wir nun wenigstens miteinander. Deutlich fühlte er, wie sein, durch den raschen Lauf in Wallung geratenes Blut ihn mit unwiderstehlicher Macht zu ihr hinriß; und da hatte er auch schon seinen Arm um ihren Nacken geschlungen und ihre Brust fest an die seine gepreßt. Ehe aber sein Mund noch ihre, ihm heiß und sehnsüchtig entgegenblühenden Lippen gefunden, hielt ihn sein Gewissen, sein Treuschwur gegen die andere, schon wieder in der Gewalt.

„Ich darf ja nicht, Du . . . Du. Ich darf Dir ja nicht gut sein,“ stammelte er, ließ sie los, strich mit der Hand über ihr vom Nacken feuchtes Haar und trat dann langsam einen Schritt von ihr zurück.

„Du! Du!“ schluchzte Trude, wie erstickt von Tränen. Auf einmal gab sie sich einen Ruck, warf den Kopf nach hinten und sog den Atem durch die Zähne, daß es zischte. Schmähung und böse Anklage gegen „die andere“, ihre Nebenbuhlerin, brannten auf ihren Lippen. Aber sie sprach sie doch nicht aus. Ob aus Stolz, ob aus Furcht, dem Geliebten wehe zu tun, hätte sie selbst nicht sagen können. Ihre Arme streckten sich ihm noch einmal entgegen und sanken zurück, ehe sie ihr Ziel gefunden. Ein Schauer ging über ihren Körper hin, als ob sie fröre. Dann griff sie nach Gottfrieds Hand, beugte sich nieder, drückte einen langen, demütigen Kuß darauf und wandte sich still zum Weitergehen.

Als sie dem Armenhause so nahe gekommen waren, daß sie die Umrisse des auf einer Bodenerhebung erbauten, niedrigen und stallähnlichen Gebäudes genau erkennen konnten, weil der südlich von Rodenau stehende Himmel zur Nachtzeit immer vom Widerschein Berlins wie vom Glanz einer Feuersbrunst erhellt war, drang aus jener Ecke des Hofraumes, in der ein windschiefer Schuppen stand, eine Menschenstimme in lauter, abgerissener, wüster Rede zu ihren Ohren.

„Mein Vater,“ sagte Trude, als Gottfried ihr sein Gesicht, wie fragend, zuwandte. „Sicher haben sie ihn im „Weißen Roß“ wieder betrunken gemacht und ihn hinausgeworfen, als sie sein dummes Gequatsche vom „alleinseligmachenden Zukunftsstaat“ satt hatten. Nun hockt oder liegt er im Stall bei der Ziege und faselt dem armen Vieh seinen Blödsinn vor.“

„Im Stall bei der Ziege?“ fragte Gottfried, muß-

te trotz des Mitleids, das ihm beschlich, spöttisch lachen und freute sich, daß Trude es infolge der Dunkelheit nicht sehen konnte.

„Ja . . . das ist nämlich noch das einzig Gute bei ihm,“ antwortete das Mädchen; „wenn er betrunken ist, und ist er's auch gleich so, daß er nicht Himmel noch Erde sieht, so kommt er erst gar nicht mehr in's Haus herein, weil er weiß, daß Mutter ihn dann nicht um sich leiden mag. Früher hat er ja nicht viel darnach gefragt. Aber seit sie krank ist, folgt er ihr auf jeden Wink und hat sich das nun im Laufe der Zeit so angewöhnt, daß er immer gleich von selber in den Stall geht, wenn er sich nicht mehr nüchtern fühlt.“

„Deine Mutter kommt ja wohl nun schon seit Jahren gar nicht mehr aus dem Bett?“ fragte Gottfried, als er mit Trude an die niedere Thüre des Armenhauses gelangt war.

„Nur im Sommer, Sonntags, wenn ich zu Hause bin, hab' ich sie ein paarmal in die Sonne gefragt. Plathe hat ihr einen hübschen, bequemen Lehnstuhl dazu geschenkt. Aber das Hocken darin macht ihr mehr Qual als Freudel“

„Ob sich denn gar nichts tun ließe für sie?“

Trude schüttelte heftig den Kopf. „Der Doktor kann ihr nicht helfen. Und sonst . . . Ich will nicht, daß man was für sie tut. Ich bringe sie schon noch allein durch. 's ist mir schon zu viel, daß ich die Wohnung geschenkt nehmen muß von der Gemeinde. Aber alles kann ich doch nicht allein verdienen!“

„Wenn man sie in ein Spital oder Siechenhaus bringen könnte, dann . . .“

„Möchten Sie Ihre Mutter verstoßen, wenn sie nun plötzlich krank würde?“ liel ihm das Mädchen hart in die Rede.

„Nein, gewiß nicht! So war's auch nicht gemeint, Trude. Ich dachte nur, daß Du's doch dann leichter hättest.“

„Ich will's gar nicht leichter haben. Für mich wird's wohl so am besten sein, daß mir recht viel aufgepackt ist. Ich hab' so wenigstens keine Zeit, auf leichtsinnige Streiche oder schlechte Gedanken zu kommen.“

Eine Weile schwiegen sie wieder. Vom Stalle her klang noch immer das wirre Gerede des Trunkenen in die stille Nacht: „Jawohl, Genossen . . . wir sind alle gleich . . . einer wie der andere . . . und wir haben die gleichen Rechte. Halt's Maul, ihr da drüben . . . und redet nicht in Sachen, die ihr nicht versteht! . . .“

Dann sagte Gottfried: „Ich hab' schon immer daran gedacht, Deine Mutter 'mal zu besuchen. Nächstens muß ich's aber wirklich tun!“

„Das können Sie gleich — wenn Sie wollen.“ nahm Trude seinen Plan eifrig auf. „Mutter liegt doch die ganze Nacht munter, druselt höchstens morgens auf ein Stündchen ein.“ Dabei klinkte sie auch schon die Tür, auf deren Steinschwelle sie standen, auf.

Aus dem sackschwarzen Loch des entstehenden Spaltes aber stürzte in derselben Sekunde eine graue Gestalt. Trude schrie auf, weniger vor Schreck, als in dem Gedanken, daß das, was sie lange gefürchtet, nun wirklich eingetreten war. Als der rote Alwin aber mit einem „Hund verfluchter“ sein frisch geschliffenes, in ungewissem Sternenlicht fallblitzendes Messer gegen Gottfried schwang, sprang sie schützend vor diesen hin und streckte den Arm zur Abwehr gegen den feigen Angreifer aus.

Was nun geschah, das hatte der vor Begierde und Eifersucht halb wahnsinnige Bursche nicht gewollt. Den „Bauern“, den er mit Trude im heimlichen Liebesverhältnis währte, zu beseitigen, sich

dann des Mädchens, nach dem jeder Nerv und jeder Blutstropfen in ihm schrie, zu bemächtigen, und sollte er's hernach mit dem Tode büßen, das war sein Vorsatz gewesen. Aber dem Mädchen, nein, dem Mädchen hatte er nichts tun wollen! Und doch fuhr seine scharfe Klinge in Trudes erhobenen Arm. Denn als sie zwischen ihn und den anderen, ihren „Liebhaber“, gesprungen war, da hatte er das Messer schon nicht mehr in der Gewalt gehabt.

Trude fühlte zunächst keinen eigentlichen Schmerz. Ihr war nur so, als hätte sie einen wichtigen, lähmenden Schlag auf den Arm erhalten, einen Schlag, der sie zurücktaumeln ließ. Erst, als sie zum zweitenmal vorsprang, zum zweitenmal die Hand zu des geliebten Mannes Schutz ausstreckte, hatte sie ein Empfinden, als dränge ihr ein Stück glühendes Eisen durch Haut und Fleisch und Adern bis auf die Knochen; zugleich fühlte sie auch, wie ihr das Blut warm und naß auf die Hand herabrieselte; und da schrie sie auf, laut und klagend, weil es ihr durch den Kopf schoß: Wenn er Dich zusehenden gestochen hat, und Du kannst Dir nun nicht mehr Dein Brot verdienen!

In Gottfried entfachte ihr weher Schrei einen flammenden Zorn. Jäh sprang er gegen den Burschen, der einen Augenblick wie betäubt dagestanden, schlang die Arme um ihn, schleuderte ihn gegen die Tür, daß das Gerümpel zerbrach, packte ihn zum zweitenmal und wollte ihn auf die Steinfliesen der Flurhöhle niederwerfen.

Aber wenn der rote Alwin, der rasch wieder Herr seiner Sinne geworden war und nun nur noch an sich selbst und die Erhaltung seines eigenen Lebens dachte, auch seine Arme aus der zähen Umklammerung nicht frei bekam und mit dem Messer in seiner Rechten nichts ausrichten konnte, so krallte er sich doch mit der Linken so fest in Gottfrieds Joppe, daß er diesen beim Niederstürzen mit zu Boden riß.

„Das Messer! Das Messer!“ warnte Trude, ihre eigenen Schmerzen vergessend, wollte dem Geliebten beistehen, wußte nicht, wie dies in der Finsternis anzufangen wäre und lief schließlich an den Ringenden, einander Verwünschungen ins Gesicht keuchenden vorbei in die Stube, aus der ihr schon der bange Ruf der Mutter entgegenklang.

„Bist Du's Trude? Mein Gott . . . was ist denn da draußen los?“

„Mach' Licht, Mutter, mach' Licht!“

Ein Schwefellholz anstreichen konnte die Kranke, die an beiden Beinen und am linken Arm gelähmt war, mit ihrer bewegungsfähig gebliebenen Rechten noch ganz rasch.

„Was gibt's denn nun? Was gibt's denn nun?“

„Ach nachher! Nachher!“

Und mit entzündeter Kerze, die lange, gespenstische Schatten über die Wände und die Decke warf, lief Trude wieder auf den Flur hinaus, ohne zu beachten, daß das Blut von ihrem durchstochenen Arm die Spur großer, eng aneinander gereihter Tropfen auf den Fußboden zeichnete.

Gottfried kniete auf den Oberschenkeln des roten Alwin und drückte dessen Arme auf die Steinfliesen nieder.

„Laß das Messer los, Du Schuft!“

„Nicht ehe Du's im Leibe hast, Hund!“

„Daß Dir die Glieder nicht absterben bis dahin!“

„Ich bin schon 'mal mit einem fertig geworden, der so auf mir kniete wie Du jetzt! Und es ist noch dasselbe Messer, dasselbe, das dem damals in die Gurgel flog!“

Trude, unfähig, ihren rechten Arm zu gebrauchen, stellte das Licht, das sie in der Linken trug, auf den Boden, beugte sich nieder und griff nach der Hand,

die sich immer verzweifelt bemühte, die blitzende Klinge dem Körper des Gegners nahezubringen.

Da stieß der Bursche mit dem Fuß nach ihr, suchte sie anzuspeien.

Gottfried aber streifte sie mit einem halb besorgten, halb zornigen Blick.

„'s wär' noch besser, wenn ich mir von 'nem Mäd'el helfen ließe! Geh' zum Barbier, laß Dich verbinden . . . und such' den Hannes oder den August, daß sie rasch anspannen. Ich fahr' Dich selber zum Doktor nach Zerlitz rüber. Mach'! Mach'! Du verblutest Dich ja!“

Hatte er in seiner Angst um Trude dem unter ihm Liegenden nicht alle Aufmerksamkeit geschenkt, der da wie ein fauchendes Raubtier um seine Freiheit kämpfte? Mit geschmeidigen Fingern hatte der rote Alwin das Messer so gedreht, daß es seines Bändigers Unterarm streifte; und wenn dem Stoß auch jede Kraft fehlte, so war die Klinge doch scharf genug, um einen an sich zwar harmlosen, wegen der Nähe der großen Schlagader aber sofort heftig blutenden Fleischriß zu verursachen.

Trude sah, wie Gottfried zusammenzuckte und wie sein Blut die unter dem Joppenärmel sichtbare Priese des weißen Leinenhemdes rötete. Da trieb es sie trotz der Schwäche, die in ihren Gliedern emporzurieseln begann, wie mit Peitschenschlägen auf die Straße hinaus.

„Hilfe! Hilfe! Hilfe! Hilfe!“

In ihre Rufe aber begann wieder der Trunkene im Ziegenstall, der lange stillgeschwiegen hatte, sein: „Genossen . . . Jawohl . . . Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit heißt unser Schlachtruf!“ hineinzufröheln.

Trudes Schreie drangen Gottfried wie Nadelstiche in alle Nerven, und das hohle Geplär ihres Vaters peinigte ihn wie ein Fieber. Seine Rechte ließ plötzlich die Linke des roten Alwin los, ballte sich zur Faust und fuhr schwer wie ein Hammer zwischen Auge und Stirn des mit der befreiten Hand wild nach seiner Kehle Greifenden nieder. Dessen Lider fielen zu, sein erhobener Arm sank wie ein Stock herab, die Spannkraft wich aus seinem Körper: in dumpfer Betäubung lag er da. Gottfried aber, sicher, daß er ihm mit dem Faustschlag keinen ernstlichen Schaden zugefügt haben konnte, riß ihm den Riemen, den er um den Leib geschnallt trug ab, warf ihn herum und schnürte ihm die Hände fest auf den Rücken zusammen.

Die Vorsicht war am Platze gewesen. Denn als nach einigen Minuten, durch Trudes Hilferufe angelockt, die männlichen Hälften zweier Liebespaare aus dem nächtlichen Dunkel der Dorfstraße auftauchten, war der Bursche schon wieder tagwach auf die Füße gesprungen und wütete wie ein Berserker gegen die seine Rachegier lähmenden Fesseln.

Während Gottfried aber die beiden, schon von Trude in fliegender Hast über das Vorgefallene unterrichteten jungen Leute — Knechte aus dem Nachbardorfe — bat, den heimtückischen Mordbuben zum Gendarm Brömel zu bringen, kam dieser schon selber angerasselt. In den Nächten, in denen die Rodenauer ihre Feste feierten, konnte er stets „mit dödlicher Szicherheit“ auf dienstliche Inanspruchnahme rechnen und blieb darum „der Bequemlichkeit halber“ seinem Bette von vornherein fern. Sein rundes Gesicht glühte im Schein der Kerze wie der Kern eines Kometen, und hinter sich zog er einen langen Schweif Neugieriger her.

„Szehn Se 'mal an,“ begann er, auf die Fesselung des Burschen anspielend, in seinem märkischverfälschten Sächsisch zu Gottfried. „Se haben woll ornt'lich was ehelern, ta, wo Se sso lange ehewäsen

sind?“ Und den roten Alwin mit seiner gemüthlichen Langsamkeit in seine Handkette schließend: „Tieh, mein Szohn, hab' ich schon immer auf 'm Kieker ehchabt, weil ich wußte, taß nischit Chescheidt's mit tir los is. Na, laß man tas Auchenrollen . . . 's hat schon manch cener in unserm Schpritzenhause gambiert, wenn's kälter ta drinnen ehewäsen is als ehetzt in Szemdember.“

Gottfried stand stumm und regungslos dabei. Nicht Hohn und Spott, wie auf den Gesichtern der in den Flur und in die Stube drängenden Neugierigen, die sich in groben Scherzen und Schmählungen gegen Brömels Gefangenen ergingen, aber auch keine Spur von Mitleid lag auf seinen finster verbissenen Zügen. Ohne sich noch weiter um das, was im Flur und auf der Straße vorging, zu kümmern, trat er in die Stube, in der ein paar Frauen und Mädchen bemüht waren, der einer Ohnmacht nahen Trude die tiefe Wunde im Unterarm auszuwaschen und mit ein paar abgerissenen Streifen eines alten Leinwandhemdes zu umwickeln. Den Blick, der ihm aus dem todblaffen Gesicht zuflog — ein Blick, der zu sagen schien: Wie bin ich glücklich, daß ich dies für dich leiden darf! — bemühte er sich, nicht zu sehen, wandte sich barsch an eines der Weiber: „Da, Schultzen, binden Sie mir 'mal mein Taschentuch fest um den Riß hier!“ und ging, nachdem sein Verlangen erfüllt war, langsam und ohne Gruß zur Thür hinaus. Ins Freie gelangt, lief er aber doch, was er laufen konnte, an dem Gefangenentransport, der sich zu einer Art Hottentottenfestzug ausgestaltet hatte, vorbei nach Hause, um den leichten Korbwagen und die beiden fixisten Gäule aus Remise und Stall zu ziehen und damit im Galopp beim Armenhause vorzufahren. Von dort jagte er mit dem vom Blutverlust völlig erschöpften Mädchen, das an seiner Schulter sofort in einen dumpfen, schweren Schlaf fiel, nach Zerlitz zum Arzt. Wenn er aber auch den linken Arm um die hilflose Gestalt gehegt hatte, damit sie ihm nicht von der Bank herunterglitte, so daß er doch steil und steif und mit zusammengepreßten Lippen neben ihr. Und hinter seiner düsteren Stirn stand der Gedanke: Ob du ihr auch noch so gut bist, daß du ihr gleich dein eigen Blut geben möchtest für das, das sie um dich verloren hat — du hast kein Recht an sie, und sie hat kein Recht an dich! Denn Wort ist Wort, und Recht muß Recht bleiben! . . .

Der alte Zerlitzer Doktor, der seine Kunden hart anzufassen pflegte und kein Freund von unnötigem Reden war, reinigte und verband die Wunde an Trudes Arm so kunstgerecht, daß das arme Ding sich nur mühselig die Tränen verbeißen konnte. Als er aber auf Gottfrieds Frage in seiner barschen Art zur Antwort gab: es wäre keine Gefahr, das Mädchel müsse sich nur schonen und pflegen, da schüttelte ihm dieser in seiner Herzensfreude so kräftig die Hand, daß er dem Grobian damit für die der armen Patientin bereiteten Schmerzen wenigstens die Zinsen zahlte.

Brömel, der seine lieben Rodenauer kannte, sagte gegen Mittag, als er sich anschickte, den roten Alwin wegen Fluchtverdachtes in das Untersuchungsgefängnis der zuständigen Gerichtsstadt zu schaffen:

„Abcheszehen von tem bißchen Messerstecherei haben szieh im „Rotß“ bloß een paar Bengel ehbackfeift, und in 'ner „Grone“ habon sich zwee Großkohtzen von Pauern Eszel ehenannt. Und so wäre tas scheene Fest denn chanz witer Erwarten ohne schlimme Folchen abchelaufen.“

Es sollten aber doch noch schlimme Folgen zutage treten. Gegen Abend kam der Administrator Friese beim Doktorbauer vorgeritten, band seinen langbeinigen Fuchs, der fast dieselbe Farbe wie seines

Reiters Bart hatte, an ein Zaumstaket und trat in die Stube, in der die sieche Frau im letzten Schein der untergehenden Sonne am Fenster hockte.

Da Friese weder als Amtsvorsteher noch als Privatmensch ein Freund vom Rücksichtnehmen war und sich heute zum Ueberfluß noch im Zustande hellster Empörung befand, so platzte er gleich damit heraus, daß Fritz Reinhardt, sein Volontär, seit dem frühen Morgen still und spurlos verschwunden wäre, nach dem er dem Kassierer noch tags zuvor einen größeren Vorschuß auf sein künftiges Gehalt abgeknöpft hätte. An der Arbeitskraft des sauberen Monsieur läge ihm ja verdammt wenig; denn im Grunde genommen wäre der Luftikus zu nichts Gescheitem zu gebrauchen gewesen — außer allenfalls zum Einwickeln und Uebersolnhaufen schwer zu behandelnder Geschäftsfreunde, wobei er sich allerdings manchmal geradezu als Genie gezeigt. Sicher würde er den faulen und unzuverlässigen Patron auch längst weggejagt haben, wenn . . . ja, wenn — und da lag der Hase im Pfeffer! — wenn der hübsche und zungengewandte Bengel nicht seiner Elena ganz gehörig den Kopf verdreht hätte. Was aber täte wohl ein Vater nicht alles aus Liebe zu seinem einzigen Kinde! So hätte er auf den Hans Dampf alle nur erdenklichen Rücksichten genommen, ihn fast wie einen eigenen Sohn behandelt und immer noch gehofft, daß der an sich ja sehr begabte Strick zu guter Letzt, doch noch ein brauchbarer Mensch und Landwirt werden würde. Na, und für seine Zukunft würde er ja dann schon gesorgt haben. Doch nun säße sein armes Mädchel da und weinte sich die Augen rot. Und wäre er auch sonst in allen Dingen gewiß eine Seele von Mann, als Vater verstände er nun 'mal keinen Spaß, und wenn er den Durchbrenner faßte, dann würde er ihm mit der Reitepeitsche das Fell gerben — wahrhaftig, und das nicht zu knapp! . . .

Der Pastorbauer kam vom Felde herein, und seine unglückliche Frau mußte dieselbe wilde Flut von Worten, die schon einmal über ihre zerrütteten Nerven hingebraust war, zum zweitenmale über sich hinstürzen lassen.

Als Friese endlich erschöpft innehielt, quälte sich die Kranke, die eine Weile wie an Geist und Gliedern gelähmt dagesessen und mit irren Blick ins Leere gestarrt hatte, von ihrem Stuhl am Fenster hoch — allein, ohne Hilfe, was sie schon seit Jahren nicht mehr gekonnt.

„Jörg . . . Du . . . Du trägst die Schuld!“ rief sie, und ihr gelbes, verdorrtes Gesicht nahm einen drohenden, fast rachgierigen Ausdruck an: „Du hast nicht acht gegeben auf unser Kind . . . ich hab's immer gewußt — und nun . . . geh' Such' unsern Sohn, daß er nicht ganz in die Hände der Schlechten und Gottlosen fällt! Komm!“ . . . Sie wankte auf ihm zu und faßte seinen Arm — „komm', ich gehe mit Dir . . . laß den Wagen anspannen zur Bahn . . . In Berlin . . . in Berlin werden wir ihn finden . . . Dahin hat's ihn immer gezogen . . . Ich . . . ich . . .“ Sie verstummte.

An dem Größer- und Größerwerden ihrer Pupillen, an den Verzerrungen ihrer schmalen, blutleeren Lippen, am Zucken ihrer Hände, die kein wie Mädchenhände waren, hatte der Doktorbauer schon erkannt, was kommen würde. Und als sein Weib, das ihm ohne Schuld sein Leben verdorben, in sich zusammensank, stand er rechtzeitig bereit, ihren gebrechlichen Körper aufzufangen und vor einem harten Fall auf den Boden zu behüten. Wie er's schon so oft getan in all den endlos langen Jahren seines Ehemartyriums, trug er sie auch jetzt gleich einem hilflosen Kinde zum Sofa hin, sah aber schon, ehe

er sie darauf niedergleiten ließ, daß er eine Tote in den Armen hielt.

Und er war nicht erschüttert, ja kaum überrascht. Denn er hatte gewußt, daß der Tod über ihrem Haupte hing wie im Frühjahr die Lawine über dem Haupte des Alpers. Ein hohler Windstoß pfeift durch die Luft, ein einziger, der weiße Tod löst sich und begräbt den, der ihm da unten im Tale täglich in sein großes, unheimliches Auge sah und doch nicht gefaßt auf ihn war.

Auch zu Elsbeth drang die Kunde von ihres Bräutigams stillen und spurlosen Verschwinden, noch ehe es Abend wurde. Den was trügen wohl der Nachbarn geschwätzige Zungen lieber von Haus zu Haus als den ewig willkommenen Anlaß zu hämischer Schadenfreude?

Erst mochte die, die noch gestern so voll Glück und freudiger Zukunftshoffnung gewesen war, den „Klatsch“ nicht glauben. Und als kein Zweifel mehr in ihr aufkommen konnte, daß das, was ihr da aus allen Augen und von allen Lippen mit schlecht verstecktem Hohn oder gut gespielmtem Mitleid entgegenprang, harte Wahrheit war, da fühlte sie sich, sicher, spätestens am nächsten Morgen einen Brief von Fritz zu erhalten, der alles in befriedigender Weise erklären würde. Und wenn sie sich auch vielleicht doch nicht sicher fühlte, so suchte sie sich das Gefühl dieser Sicherheit doch wenigstens einzureden.

Aber der nächste Tag verging und noch einer und noch einer, und keiner brachte die ersohnte Nachricht.

Da lief sie erst stundenlang in Haus und Hof und Garten unher, als wenn sie keine Ruhe und keinen Haß mehr finden könnte im Leben; und als Mutter und Bruder ihr gut und freundlich zureden wollten, schrie sie ihnen wie im Wahnsinn ins Gesicht, daß sie durch den nun flüchtig Gewordenen in Schande gefallen war.

* * *

Am Ohr des Doktorbauern, der in sich selber mit Schwererem fertig zu werden hatte als mit dem Tod seiner, von ihres Leidens Uebermaß erlösten Lebensgefährtin, schob die Predigt, die Pastor Reimer, sein alter Gegner, Augen rollend über das offene Grab hindonnern ließ, vorbei, wie das Brausen des Sturmes vorbeischallt am Ohr des unsteten, von Gewissensnöten durch die Welt getriebenen Wanderers: er hört es kaum vor dem Sturm, der in seiner Brust eine viel mildere Melodie spielt. Die Rodenauer Bauern aber, denen noch der Rausch ihres Jubelfestes in allen Glieder lag, fühlten sich durch und durch gerüttelt und erkannten wieder einmal die reinigende und wohltuende Wirkung, mit der ihres Seelsorgers Blitz- und Donnerreden in ihrer Sünden Schwüle fuhren — was sie indessen nicht abhielt, alter Gewohnheit zufolge gleich vom Kirchhof aus um die Ecke zur „Krone“ einzubiegen und dort der Verstorbenen noch ein ausgiebiges Trankopfer zu weihen — „ihr Fell zu versaufen“, wie sie's mehr drastisch als zartfühlend nannten.

Der Doktorbauer aber ging Seite an Seite mit seiner Schwägerin und seinem Neffen — Elsbeth traute sich in ihrem Gram und ihrer Scham nicht mehr vor die Leute — still durch die stille Dorfstraße, über die noch die letzten Glockenklänge vom Kirchturm hinzitterten. Und je näher der hagere Mann seinem stillgewordenen Hause kam, desto langsamer wurden seine Schritte; denn ihm graute vor der Oede, die ihn daheim aus allen Ecken anstarren, an ihn, den Einsamen, herankriechen und über ihn herfallen würde wie ein drohendes Gespenst.

Nicht als ob er der, die nun endlich in kühler Erde den Schlaf ewigen Friedens schlief, noch eine Spur von Liebe entgegengebracht, blutenden Herzens um sie getrauert hätte! War es doch keine starke Leidenschaft gewesen, um deretwillen er sie als blutjunger Kandidat zu seinem Weibe gemacht hatte, sondern nur die schlichte, selbstverständliche Einlösung eines Wortes, das er als leicht entzündlicher Student einer sympathischen Siebzehnjährigen gegeben, weil er in ihrem Elternhause fast wie ein Sohn aufgenommen worden war, und weil ihm eine sinnstarke, gleichsam auf beiden Händen entgegengebrachte Liebe sein dankbares Herz betört hatte. Warum fürchtete der Doktorbauer sich vor der Oede seines Hauses, aus dem doch der Anstoß zu immerwährender Mitleidsqual hinweggenommen war? Warum rang sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust, als er nun auf der Straße, mitten zwischen seinem eigenen und seines Neffen Gehört, zögernd stehen blieb?

„Willst Du nicht mit zu uns herüberkommen, Jörg?“ fragte Frau Marie, deren blonde, reif blühende Schönheit durch das Schwarz ihrer Trauerkleidung gleichsam unterstrichen wurde, und sah ihren Schwager mit einem zärtlichen Blick ihrer jungen, warmen Augen an. Und auch Gottfried sprach, wie selbstverständlich, ein paar einladende Worte.

Der Doktorbauer aber schüttelte den Kopf.

„Vielleicht komm' ich abends noch auf einen Sprung herüber.“ Den Hut lüftend, wandte er sich seiner Tür zu, ohne den beiden die Hand gegeben zu haben.

In der Einsamkeit und Stille seines Zimmers stand er eine Weile regungslos auf einem Fleck und starrte, wie unfähig, in sein Denken und Empfinden Klarheit zu bringen, mit verschleiertem Blick ins Leere.

Wie war denn das nun mit ihm, wie stand denn seine Rechnung jetzt? . . . Die, die da nebenan, hinter der braunen Tür, noch vor einer Stunde aufgebahrt gelegen, hatte ihm sein Leben zerbrochen und vernichtet — wenn auch nicht durch eigene, so doch durch Schicksals Schuld! . . . Nein, nein! Nicht das Schicksal anklagen! . . . Zerbrochen und vernichtet hast Du Dir Dein Leben selber — da hilft kein Deuteln und Drehen, weil Du der dunklen Macht über Dir vorgriffest in einer Stunde, in der Du Dein heißes Blut nicht zügeln konntest, in der Du . . .

Der Mann preßte die Stirn gegen den Türrahmen und sann zurück. Blitzhaft hell und blitzhaft schnell zog seiner Vergangenheit Leid und Not noch einmal an seinem geistigen Auge vorüber.

Schon vor einem Dutzend Jahren, als er sein Amt niedergelegt hatte und in die Heimat zurückgekehrt war, um im Schweiß des Angesichts seine Scholle zu bebauen, war seine Frau unheilbarem Siechtum verfallen gewesen. Aber das Mitleid, das er für sie empfunden, hatte ihn, den in des Lebens Vollkraft Stehenden, nicht zufrieden und satt gemacht; seine durstigen Sinne, sein starkes, gesundes Blut waren nicht müde geworden in aller Arbeit, die er sich aufgepackt; und als seine Augen des alternden Bruders junges Weib gesehen, war er jählings in heißer Liebe zu ihr entbraunt. Das war keine Sünde und Schuld; — nein, darin konnte er auch heute noch keine Sünde und Schuld sehen. Denn wie das Schicksal Armut und Reichtum, Glück und Unglück wahllos auf den Lebensweg der Menschen wirft, so wirft es auch einmal den Segen oder Fluch einer großen unbezwinglichen Leidenschaft darauf nieder. Hatte er sich etwa schmählich dem Trieb seines Blutes hingegeben, hatte er nicht ehrlich dagegen angekämpft? Hatte er je die schweren Pflichten gegen seine kranke, abstoßender Häßlichkeit verfallene Ge-

fährtin vernachlässigt, die gesunde, kraftstrotzende, in Schönheit prangende Frau seines Bruders mit sündigen Wünschen begehrt? War es nicht ganz allein auf den Einfluß seines fortwährenden Begütigens und Versöhnens zurückzuführen, daß die Ehe dieser beiden gegensätzlichen, im dauernden Widerstreit ihrer Naturen liegenden Menschen Bestand gehabt hatte bis zuletzt? War seine Liebe, deren er nicht Herr und Meister hätte werden können, vielleicht auch nicht hätte werden wollen, je etwas anderes für ihn gewesen als eine Quelle des Leidens? Die kurze Hoffnung, die ihn nach des Bruders plötzlichem Tode wie ein Rausch übermannt hatte: vielleicht wird sie doch noch die deine! zählte ja nicht. Denn mit zusammengebissenen Zähnen hatte er sie immer wieder niedrigerungen, kaum daß sie ihre betörende Stimme erhob. Du darfst sie nicht aufkommen lassen. Diese Hoffnung, die die Hoffnung auf deines Weibes Tod in sich schließt. Und hatte er nicht den Kelch der Selbsterlöschung trinken müssen bis auf den bittersten Bodensatz, als die Geliebte, kaum, daß sie von drückenden Banden frei geworden war, sich einem anderen, einem Unwürdigen zuwandte? Gewiß, auch für sich, für seine Wünsche und für seinen Frieden hatte er gestritten, als er Frau Marias Ehe mit Strohschein zu hintertreiben versuchte. Aber vor allem hatte er doch um ihr Glück gekämpft, weil er gewußt hatte, daß sie an der Seite dieses Blendlers einer kummervollen Zukunft entgegenging. Und sein Warnen, Mühen und Kämpfen war umsonst gewesen; und alles war gekommen, wie es kommen mußte.

Je mehr Strohschein gesunken war, je mehr Frau Marias flüchtiger Sinnenrausch — nichts anderes konnte sie zu dem Haltlosen hingezogen haben — sich in Abscheu verwandelt, und je mehr sie in sich selbst gewachsen war, desto wärmer war der Händedruck geworden, mit dem sie ihm, den Schwager, empfing, wenn er kam, ihr in geschäftlichen Angelegenheiten mit Rat und Tat beizustehen oder sie gar vor den Brutalitäten ihres Peinigers zu schützen. Und ab und zu war's ihm wohl gar gewesen, als bräche aus ihren Augen ein Strahl inniger Zärtlichkeit, der mehr verriet als ein Gefühl des Dankes . . .

Und nun stand der unselige Tag, jener länger als sechs Jahre zurückliegende Pfingsttag, so hell und klar vor seiner Erinnerung, als wäre er gestern gewesen.

Ein Frühlingstag, an dem die ganze Welt in Blüte stand. Durch die von goldenem Mittagssonnenglanz überflutete Dorfstraße, unter den hellgrünen Linden dahin, marschierte mit schmetterndem Trompetenklang der Kriegerverein. Wie aller Gesichter strahlten, zu welel einem lieblichen lebenden Bilde die jungen Mädchen, die vorn im Zuge gingen, sich zusammenschlossen in ihren blütenweißen Kleidern mit den himmelblauen Vergißmeinnichtkränzen im Haar. Frühling! Jahresfrühling! Lebensfrühling! Wie das ganze Dorf erfüllt war von Lenzesfreude und Festesjubiläum, so daß es lachend und jauchzend widerhallte von einem Ende bis zum anderen! Nur sein Haus allein freudeleer und armselig arm, nur in seinem Hause kein anderer Ton als das qualvolle Stöhnen, das zornige oder eifersüchtige Keifen einer mit sich und aller Welt zerfallenen siechen Frau! Herrgott, nahm denn der Jammer nie ein Ende? . . .

Den ganzen, endlos langen Nachmittag über war er in Haus und Hof und Garten unruhig und wie im Fieber umhergelaufen, hatte sich wieder und wieder zu seiner Frau gesetzt, die mürrischer und verdrießlicher gewesen denn je, hatte mit den Lippen, nicht mit dem Herzen, freundliche, selbst zärtliche

Worte zu ihr gesprochen und nur herbe, hämische Antworten erhalten, und seine friedliche Wanderung durch Haus und Hof und Garten immer von neuem aufgenommen. Als es aber Abend und dunkel geworden und alle Rodenauer tanz- und lebenslustig in die „Krone“ oder ins „Weiße Roß“ geströmt waren, hatte ihn eine Macht, die stärker war als er, fortgetrieben über die Straße hin zu jener, von der er wußte, daß auch sie einsam und verlassen in ihrem menschenleeren Hause saß, ihrem trüben Schicksal nachgrübelnd. Wie von Sinnen war er gewesen, nicht mehr Herr seiner selbst und seines Willens. Nur fragen . . . nichts weiter als fragen wollte er sie, ob auch sie ihm ein wenig lieb hätte. Und wenn sie ja sagte, sie einmal rasch und inbrünstig an sich pressen, einmal mit seinen Lippen von ihrem roten Munde trinken und dann wieder heimzuschleichen in sein freudloses Haus, das ihm wie ein düster graues Gefängnis erschienen war.

Doch schon, als er den kühl-dumpfen Flur der Villa Strohschein betreten und sich durch die dicke, schwarze Finsternis zur Treppe getastet hatte, war es wie Ernüchterung über ihn gekommen. Was tust du? Gibst du der Versuchung die Hand, so frißt sie dich mit Haut und Haaren! Hat die Frau da oben in ihrem kleinen Zimmer, das ihre Zuflucht ist, nicht schon genug gelitten? Willst nun auch du noch sie mit deiner Liebe in neue Wirrsal und Seelennot stoßen, deren Ende, trotz aller deiner guten Vorsätze doch schließlich Schande und Schmach für sie werden wird?

Schon hatte er die Hand vom Treppengeländer zurückgezogen, sich halb zur Umkehr gewendet, da war die Haustür gegangen und Strohschein, laute Flüche gegen Gottfried ausstoßend, in den Flur gestolpert.

Still gegen die Wand gedrückt, hatte der heimliche Gast im fremden Hause dagestanden, kaum zu atmen gewagt und selbst diesem Wertlosen gegenüber das Gefühl gehabt, als wäre er ein Dieb, der vor dem Ertrapptwerden zittern mußte. Denn gewiß . . . wenn dieser Trunkenbold, den er oft genug wegen seiner Nichtsnutzigkeit zurechtgewiesen, ja einmal, nachdem er wieder die Hand gegen sein Weib erhoben, sogar hart gezüchtigt hatte, ihn hier im dunklen Flur erkannte, so würde er's morgen in triumphierender Schadenfreude durchs ganze Dorf posaunen, daß er ihn auf nächtlichem Posten vor der Schlafkammer seiner Frau überrascht! Und vor der ganzen Gemeinde würde an ihm und der Geliebten ein Schandfleck haften, der sich mit allem Widerspruch nicht tilgen und abwaschen ließe . . .

Strohschein war den Flur entlang bis zur Tür seines Zimmers geschwankt, hatte dort aber in seinem schweren Rausch den Schlüssel nicht ins Loch bringen können. Dabei hatte er in einem fort weiter auf seinen Stiefsohn geflucht und gewettert, und es war dem Doktorbauer nicht eben schwer gefallen, aus dem Getöbe und Geschimpfe den Hergang des Streites zu erraten, der sich zwischen Gottfried und dem Trunkenen in der „Krone“ abgespielt.

Auf einmal aber hatte Strohschein, um endlich zum Ziele zu gelangen, seine elektrische Taschenlampe, die ihm den Spitznamen „Glühwurm“ eingebracht, aufzublenden lassen; und — war ihm nun das Geräusch einer unwillkürlichen Schreckbewegung Jörg Reinhardts zum Ohr gedrungen, oder hatte lediglich eines Zufalles schlimme Laune ihre Hand im Spiele gehabt —, mit plötzlicher Wendung hatte er den hellen Schein des Reflektors in die Ecke bei der Treppe lenken lassen, war mit einem heiseren Wutschrei auf seinen Feind losgestolpert und hatte ihn an der Brust gepackt.

„Ach . . . was machst denn Du hier, alter Freund

und Gömer? Was suchst denn Du des Nachts in meinem Hause — an der Treppe zu meiner Frau?"

Der auf sündigen Wege Ertappte hatte irgend eine Ausrede stammeln wollen. Aber er hatte keinen Laut aus der Kehle gebracht. Und in sein Hirn hatten sich die Gedanken an seine kranke Frau und seinen Sohn, vor denen er nicht in den Ruf eines unlauteren Charakters kommen durfte . . . die Gedanken an sein Amt, an seine bevorzugte Stellung in der Gemeinde, an die Ehre der geliebten Frau, die nicht, selbst schuldlos, durch seine Schuld besudelt werden durfte, wie glühende Dolchspitzen gehöhrt. In seinem Hirn war kein Raum für irgendwelche klügelnde Ueberlegung gewesen.

„Was antwortest Du denn nicht, Du —?“

Der Trunkene hielt ihn, der da stumm und regungslos stand, immer noch an der Brust gepackt, versuchte ihm zu schütteln, kam dabei ins Schwanken und griff auch mit der Linken zu, um einen verstärkten Halt für seine unsicheren Beine zu gewinnen.

Plötzlich lachte er hell auf.

„Halaha! Jetzt . . . in die „Krone“ geh' ich noch mal . . . gleich! Gleich auf der Stelle soll die Gemeinde wissen, was für einen sauberen Amtsvorsteher sie hat . . . was für einen Schleicher und Ehebrecher. Und Du . . . Du kommst mit . . .!“

In jäht erwachter Wut spie der Trunkene dem schon am Anhauch seines übelriechenden Atems fast von Sinnen Gekommenen ins Gesicht und versuchte ihn mit sich zu zerren.

Da schlug in Jörg Reinhardt der Haß empor wie eine ungeheure Flamme, er erstickte ihn fast. In dem Begeluren, das einzig noch sein Bewußtsein klar beherrschte: befreie dich und die anderen von diesem Ueberflüssigen, dessen Leben auf euch liegt wie eine unerträgliche Last! riß er seines verstorbenen Bruders schweren Eichenstock, der da handgerecht vor ihm an Riegel hing, an sich und führte damit einen Schlag gegen Strohscheins Kopf . . .

Nachdem er sich im flackernden Schein einiger rasch entzündeter Streichhölzer überzeugt, daß der Mann in der Blutlache auf den weißen Steinfliesen starr und tot vor ihm lag, als hätte ihm ein Blitz erschlagen, war er auf und davon gelaufen, wie von Furien gehetzt.

Was hast du getan? Hast du's so gewollt? Ja, du hast es gewollt! . . . Nein, du hast es nicht gewollt! . . . Doch, du hast es gewollt!! Der Haß gegen diesen Menschen ist durch dein Blut geflossen wie brennendes Gift seit jener Stunde, in der er seinen Blick in dreistem Verlangen zu der von dir geliebten Frau erhob. Und dieser Haß ist gewachsen, immer gewachsen, wenn du dir auch keine Rechenschaft darüber gabst! Gewiß nicht deinem kranken, bemitleidenswerten Weibe, aber diesem Unwürdigen, diesem Wüstling, Faulenzer und Betrüger hast du den Tod gewünscht Hunderte von Malen; und nun wurde deine Hand in einem schlimmen Augenblick das Werkzeug deines jahrelang genährten, brennenden Hasses!

Was nun? Laß' anspannen, laß' dich in die Stadt fahren, stelle dich dem Gericht noch in dieser Nacht, noch in dieser Stunde, ehe das Verlangen zur Sühne in dir erlahmt, ehe der Selbsterhaltungstrieb, der niedere, Macht über dich gewinnt, dein Gewissen erstickt . . . ehe dir's leid wird! Eil' dich, eil' dich, ehe dir's leid wird!

Nein! — Nein! . . . Du darfst es ja doch nicht! Was soll aus deinem siechen Weibe werden? Wenn ihr zu Ohren kommt, was du getan, sinkt sie hin in derselben Stunde, und du bist auch ihr Mörder, stehst als zwiefacher Mörder da! . . . Was soll aus deinem Sohn, deinem einzigen Kinde werden? Wenn

man dich ins Zuchthaus sperrt auf Jahre und Jahre — und dem kannst du doch nicht entrinnen —, so wird er, der Schwächling, ganz dem Leichtsinne verfallen, ganz unter die Füße kommen, und du bist auch sein Verderber! Und was vor allem soll aus der einen, der einzigen werden, die wohl in dieser Stunde noch keine Ahnung hat von dem Grausigen, das unter ihrem Dache sich zutrug? Niemand, kein Richter und kein Mensch wird ihr's, wird dir's glauben, daß sie schuldlos ist. Der Verdacht wird sich an sie hängen, daß sie, mit dir im sündigen Bunde, mit dir im Einverständnis, dich angestiftet hat, ihren Peiniger aus dem Wege zu räumen! Und die Folge? Deine Tat wird von deinen Richtern nicht als ein jäher, unbedachter Totschlag, sondern als ein wohlüberlegter, von langer Hand planvoll vorbereiteter Mord bewertet und gerichtet werden. Alle Tage und Wochen, alle Monate und Jahre deines Lebens wirst du im Zuchthaus schmachten müssen, wenn dein Kopf nicht gar dem Beil des Henkers verfällt . . . Ach, denk' doch nicht an dich! Denk' doch nur an die anderen! Denk vor allem an die am schlimmsten Gefährdete, die der Verdacht der Mitschuld treffen wird, denk' an die einzig geliebte Frau! Wenn man sie auch vielleicht freisprechen muß, weil man ihr nichts beweisen kann, so wird sie doch der Schande preisgegeben sein ihr Leben lang, so werden selbst ihre Kinder sich in Verachtung von ihr abwenden. Nein, du darfst dich dem Gericht nicht stellen, du mußt deine Schuld mit dir selbst und deinem Gott abmachen; du mußt schweigen, schweigen! . . .

Ach, was hatte er gelitten in der Zeit, die nun folgte!

Daß er am nächsten Morgen in aller Frühe mit seiner Frau nach Berlin zu einem Nervenspezialisten gefahren war, darum hatte er's getan, um der ihm in seiner Eigenschaft als Amtsvorsteher obliegenden ersten Tatortsbesichtigung, um der Pein der ersten Vernemmungen, der ersten Verdächtigungen Schuldloser zu entgehen. Und er hatte gehofft, heiß und brennend gehofft, daß das Gericht vor dieser Tat wie vor einem unlösbaren Rätsel stehen, schließlich nach fruchtlosem Eifer das Fahndens nach dem Täter aufgeben und die Sache im Sande verlaufen lassen würde wie so viele andere vordem! Und wie ein Schlag auf den Kopf hatte ihn am Abend bei seiner Rückkehr die Nachricht getroffen, daß man seinen Neffen Gottfried, den er liebte wie seinen eigenen Sohn, unter dem dringenden Verdacht, Strohschein erschlagen zu haben, beim Eintreffen in der Garnisonsstadt hätte verhaften lassen.

Wie hatte er da in der Stille seines Zimmers die Hände gerungen, sein Haar zerraut! Du darfst ja doch nicht hingehen und den armen Burschen aus der Pein der Untersuchungshaft erlösen. Du darfst es ja doch nicht! Wäge ab! . . . Auf der einen Seite ein junger Mensch, der ein paar Wochen unter bösem Verdacht im Gefängnis sitzen muß in der lindernden und versöhnlichen Gewißheit, daß er unschuldig ist, daß seine Unschuld sich herausstellen wird — unbedingt. Auf der anderen Seite seine Mutter, seine Schwester, er selbst, dein Weib, dein Sohn und Du untüchtbarer Schmach und Schande preisgegeben!

So hatte er geschwiegen, solange noch eine Hoffnung in ihm lebte, daß Gottfried freigesprochen werden müßte. Und hatte auch dann noch geschwiegen, als diese Hoffnung im Verhandlungstermin vor dem Kriegsgericht jäh erloschen war. Und sagte sich's auch jetzt wieder, in dieser Stunde, da er in seinem leer und still gewordenen Hause die Stirn so hart gegen den Türrahmen preßte, daß sie ihm braunte und wehe tat: Du konntest nicht anders handeln. Und wenn das Schicksal Dich noch einmal an den-



selben Scheideweg stellen würde, Du müßtest wieder die Richtung gehen, die Du damals als die rechte erkannt hast! Die Rücksicht auf alle die anderen, die Du Deine Nächsten nennst, mußte Dir mehr gelten, als die Rücksicht auf diesen einen, dessen Jugendkraft sicher eines Tages überwinden wird, während die anderen nicht mehr überwunden haben würden!

Hast Du nicht auch an Dich selbst dabei gedacht? Prüfe Dich ehrlich! Nein, bei allem, was Dir heilig ist, nur um der anderen vier, um der geliebten Frau vor allem, schwiegst Du und liebst einen Unschuldigen grausam harte Strafe leiden!

Aber hast Du nicht selbst grausam harte Strafe gelitten, hast Du nicht selbst ein Zuchtthaus gebaut um Dich her? Wann hattest Du Ruhe vor Deinem Gewissen in all diesen langen Jahren? Hast Du Deine Seele nicht täglich kasteit und blutig geschlagen mit Anklage und Selbstvorwürfen? Hast Du im Geiste nicht alles mit dem Unschuldigen gemeinsam getragen: die Not und die Qual der Enkerkerung in enger Zelle, das Abgeschnittensein von Frühling und Sommer, vom Grünen und Blühen, das verzweifelte Rütteln gegen die Gitterstäbe, die Schmach der Behandlung, die Schande vor den Menschen? Hat Dich der Argwohn Deiner kranken Frau nicht immer wieder in Angst und Schrecken versetzt? Deine Schuld kommt doch noch an den Tag? Und hast Du Dein Weib, Deinen Quälgeist, Dein böses Gewissen, nicht gehegt und gepflegt, als wäre es Dein liebstes, köstlichstes Kleinod, das Dir nur ja um keinen Preis der Welt verloren gehen dürfte? Hast Du um diesen siechen, gebrechlichen Leib nicht im ununterbrochenen Kampf mit dem Tode gelegen, hast Du ihn nicht vor jeder Gefahr behütet wie Deinen Augapfel! Und hast Du nicht abgeschlossen mit allen Wünschen für Dich und Dein Glück? Steht es nicht heute, wo Deine Gefährtin von Dir genommen wurde, so fest bei Dir wie je: daß Du Deinen Blick nie, nie mehr verlangend zu der anderen erheben darfst, von der Dich nun kein äußeres Hindernis mehr trennt?

Und doch, trotz allem, was Du erlittest, ein Rest bleibt! Du hast Leben und Freiheit genossen, Leben und Freiheit, an die Du kein Recht hattest. Und der Durst nach Frieden. Dein Weib ist tot, und die Rücksicht auf sie darf schweigen. Und auch um Deinen Sohn, diesen Entarteten, brauchst Du Dich nicht mehr zu kümmern. Er schreitet den Weg des Leichtsinns und Lasters unaufhaltsam, und Du kannst ihn nicht zurückhalten. Er geht Dich nichts mehr an; keine noch so leise Stimme ist in Deinem Herzen, die in Liebeslauten für ihn spricht! Fremder ist er Dir, als der erstbeste Fremde, der auf der Straße an Dir vorübergeht . . .

Aber mit den andern, mit der schönen Frau drüben in dem roten Hause und ihren beiden Kindern, ist und bleibt alles, wie es war. Schmach und Schande würde über die Frau herniederstürzen, wenn Du Deine Strafe auf Dich nähmest vor dem Gesetze, heute wie ehemals. Und Gottfried? Darfst Du dem Zerrütteten, der sich so schwer und mühselig durchringt zum Frieden, seinen letzten sicheren Halt, den Glauben an seine Mutter, nehmen? Und Elsbeth? Wenn der Verdacht sie anfiel: Du und ihre Mutter, Ihr hättet im schlimmen Bunde miteinander gestanden, so müßte der Gedanke: daß Du und Dein Haus zum Fluch und zur Vernichtung da wären an ihres Vaters Hause, sie zermalmen. So ginge sie wohl hin und würde ihr Leben von sich, dessen Last sie jetzt schon kaum noch tragen kann . . .

Nein, Du mußt Dein Geheimnis weiter und weiter still für Dich behalten, darfst Dich nicht von Dir selbst erlösen!

Trude Hoffmann hatte nur drei Tage untätig zu Hause gessen und war dann, den rechten Arm noch in der Binde, gleich wieder auf den Reinhardt'schen Hof gekommen, sich nützlich zu machen, so viel und so gut sie's mit der linken Hand konnte.

Frau Marie, die nach dem Tode der Doktorbäuerin in einer ganz eigenen Frische und elastischen Anspannung umherging und sich das Leid ihrer Tochter nicht weiter zu Herzen zu nehmen schien, hatte ihren Sohn gleich am Tage nach dem Fest verdrossen gefragt, was denn eigentlich Wahres an dem Geschwätz von der Liebchaft zwischen ihm und dem „Mädel aus dem Armenhause“ wäre, das im ganzen Dorf umginge. Gottfried hatte ihr, ein wenig gedrückt und beklommen allerdings, geantwortet: „Nichts ist daran. Ich hab Trude nach Hause gebracht, weil sie sich vor dem roten Alwin fürchtete, von dem ja auch Du weißt, daß er wie ein wildes Tier hinter ihr her war!“ Und Frau Marie hielt scharfe Acht auf ihren Sohn und die „Tagelöhnerdirne“, die jetzt, wo sie den Rodenauern als ihre künftige Schwiegertochter galt, ihren Augen nicht mehr halb so angenehm war, wie früher. Aber sie konnte wirklich nichts bemerken, was darauf hätte schließen lassen, daß da auf dem Hof ein Liebesverhältnis sich angespannen hatte oder gar weiterspann. Und da ein gewisser Dünkel von Natur in ihr steckte, so war sie die erste, die dem neuen Geschwätz, das sich an ihr Haus gehängt hatte, scharf widersprach. Hoffte sie doch immer noch, daß aus Gottfried und der reichen Erna Plathe ein Paar würde, und hielt sie's doch darum für ihre mütterliche Pflicht, alles fortzuräumen, was sich störend dazwischenstellen wollte.

Etwa acht Tage nach Fritz Reinhardts Flucht, als Gottfried die letzte Fuhr seines ausgedroschenen und zum Verkauf bestimmten Roggens zur Bahn fuhr — denn der erste Oktober stand vor der Tür —, begegnete ihm Erna Plathe auf halbem Wege zwischen Rodenau und Zerlitz. Die Notenmappe an ihrem Arme vierriet, daß sie aus der Gesangsstunde bei der dem verschwundenen „Ziethen aus dem Busch“ ebenfalls nachtrauernden Elena Friese kam; auch ging sie zu Fuß, weil der in der letzten Nacht Nacht niedergegangene ausgiebige Regenguß die Straßen und Pfade für die Benützung mit einem noch so kostbaren Zweirad unbrauchbar gemacht hatte.

Schon am Grab der Doktorbäuerin war es Gottfried gewesen, als sähe Erna in ihrem schwarzen Kleide auffallend bleich und abgespannt aus. Und heute — da gab es keinen Zweifel — trug ihr trotz des frisch wehenden Herbstwindes fast kränklich blasses Gesicht einen tief bekümmerten Ausdruck, den er nun — wie er's bei der Beerdigung getan — nicht mehr auf die Nachwirkung der eben überstandenen Feststrapazen zurückführen konnte. Wieder kam ihm der Gedanke, daß sie vielleicht doch fester an ihm hänge, als er's bisher geglaubt . . . daß ihr eben nur der rechte Mut fehlte, ihre Liebe offen zu bekennen und entschlossen zu verteidigen. Und wenn er sich wirklich nicht täuschte, so hatte sie jetzt, wo das Gerede von seiner Liebchaft mit Trude Hoffmann in aller Munde war, wahrhaftig Grund genug zu Kummer und Gram . . .

Heißer als je zuvor brannte in ihm die Reue über die Unbeständigkeit seines Empfindens, über die Untreue, den begangenen Herzensverrat an der Jugendgeliebten. Dicht vor ihr parierte er seine Pferde, sprang vom Wagen und stellte sich ihr mitten in den Weg, so daß sie, ob sie nun wollte oder nicht, in dem Engpaß zwischen dem Straßengraben und dem kotbespritzten Fuhrwerk haltmachen mußte.

„Erna!“

Ihr blasser Mund verzog sich zum Ausdrucke des Hohmes; aus ihren grau umränderten Augen traf ihn ein Blick der Abwehr und Verachtung.

„Gib mir, bitte, den Weg frei, Du . . . Du!“

„Erna!“

In seiner Reue, in seiner inneren Pein — denn lügen wollte er nicht, lügen konnte er nicht — wußte Gottfried nichts anderes über die Lippen zu bringen, als nur den Namen.

Da aber zuckte ein heller Blitz aus Ernas Augen; und zornig warf sie den Kopf, der ihr solange müde auf der Brust gelegen, in den Nacken zurück.

„Du sollst mich vorbeilassen . . . sag' ich Dir. Ich verbitte mir das, daß Du mich noch einmal auf der Straße belästigst . . . Du . . .! Meinst Du, ich will auch mit Dir ins Gerede kommen? Hast wohl an der einen nicht genug? Bist wohl auch so einer wie Dein sauberer Vetter? Geh' doch gefälligst zu Deiner Tagelöhnerdirne und laß anständige Mädchen in Ruhel!“

„Erna, das . . . das mit mir und Trude Hoffmann, das ist ja doch gar nicht so, wie's die Leute sagen. Laß Dir doch erklären, Erna . . .!“

„Ich will nichts mehr von Dir hören. Ich hab' nichts mehr mit Dir zu schaffen!“ schrie sie wie außer sich, trat zur Seite in den Schmutz der Straße und ging mit hochgerafften Röcken an den Pferden und am Wagen vorbei um Gottfried herum.

Der hätte ihr gern noch einmal den Weg vertreten, eine Aussprache mit ihr erzwungen — denn es war ein fieberhaftes Verlangen in ihm, endlich einmal klar zu sehen, wie sie eigentlich zu ihm stände. Aber da gewahrte er, daß Leute, die in der Nähe auf dem Felde Kartoffeln ausgruben, schon auf ihn und Erna aufmerksam geworden waren, sich die Häse ausreckten nach dem, was sich da zwischen den beiden alten Liebesleuten wohlzutragen mochte.

Da machte Gottfried sich an seinen Gäulen zu schaffen, blickte Erna dabei nach, sah, daß sie mit müdem, schlaffem Gang dahinging, den Kopf schon wieder auf der Brust, stieg endlich auf seinen Wagen und fuhr davon.

Und wie so, umwallt von dem trüb-grauen Herbstgewölk, das in phantastisch geformten Fetzen über die regennasse, eintönig-öde Landschaft dahinjagte, Ernas blasses, kummervolles Gesicht vor seinem Auge stand und ihr müder, schwerer Gang ihm nicht aus dem Sinn wollte, da fühlte er sich in seinem reuevollen Herzen auf einmal ganz sicher, daß nur seine „Liebschaft“ mit Trude Hoffmann es sein konnte, die ihr naheging. Was für einen Grund hätte sie, gerade sie, denn noch haben können, sich zu grämen? Hatte er, der immer nach Beweisen für ihre Liebe verlangte, denn nicht solcher Beweise genug? Hatte Erna an jenem Abend, nach seiner Rückkehr, an jenem Abend, an dem er sich mit ihr hatte aussprechen können, ihm nicht heilig und teuer versichert, daß sie wieder offen vor allen Leuten zu ihm halten würde, sobald seine Unschuld sich herausstellte? Hatte sie ihm nicht schon dadurch ein großes Opfer gebracht, daß sie, die Reiche, Vielumworbene, ihm Treue gehalten durch die langen fünf Jahre, die er von ihr fortgewesen, mit Schmach und Schande bedeckt? Was wollte er denn noch mehr? Woher nahm er denn das Recht, mehr zu erlangen — er, gerade er? Und mußte sie es nicht als einen Schlag ins Gesicht empfinden, wenn man ihr zutrug, er, dem sie dieses Opfer gebracht, hätte sich mit einer anderen eingelassen, hätte um einer anderen willen mit seinem „Nebenbuhler“ eine blutige Schlagerei ausgefochten? Nur seine eigene Untreue nötigte ihn, sich dies alles immer von neuem

zu wiederholen; nur sein eigenes schlechtes Gewissen war schuld an seinen Zweifeln.

An diesem Abend setzte sich Gottfried endlich hin und schrieb den Brief an Erna, den er schon in der Festnacht, ehe er die Begegnung mit dem roten Alwin gehabt, hatte schreiben wollen. Im Impuls seiner ehrlichen, jeder Hintorhältigkeit baren Natur schrieb er zunächst, wie es innerlich um ihn und Trude Hoffmann stände; dann aber sagte er sich, daß er das doch nicht dürfe, daß er, sobald er Erna zu Eifersucht und Empörung reize, nie erfahren würde, wie es in Wahrheit in ihrem Herzen aussähe, daß es hier doch nur darauf ankäme, ihren Groll und ihren Gram zu beschwichtigen, ihr den Beweis zu erbringen, daß er ihr sein Wort nicht gebrochen, sondern weiter treu und fest zu ihr hielte; und da zerriß er den ersten Bogen und gab auf dem zweiten nur einen kurzen Bericht der äußeren Ereignisse in der Art, wie er ihn seiner Mutter gegeben, und knüpfte die Bitte daran, Erna möchte ihm sobald wie möglich Zeit und Ort zu einer ungestörten Zusammenkunft, zu einer gründlichen Aussprache angeben. Eigentlich hatte er noch hinzufügen wollen; wenn Erna ihm nicht innerhalb dreier Tage antworte, so würde er annehmen, daß sie nicht mehr nach ihm frage, und er würde sie dann mit keinem Worte und keinem Blicke mehr behelligen. Doch er sagte sich, daß dies eine Drohung wäre und eine Hinterlist dazu; und da ließ er es. Eine Weile schwankte er, ob er die Besorgung des Briefes ebenso wie die der früheren wieder Trude Hoffmann anvertrauen solle, die des Morgens schon wieder emsig dabei war, ihre Zeitungen und ihre Backware auszutragen. Und wieder erwies sich das Verlangen nach Recht und Gerechtigkeit stärker in ihm als sein Zartgefühl. Hatte Trude nicht von jeher gewußt, daß ein heimliches Liebesverhältnis zwischen ihm und Erna bestanden, und war sie dadurch, daß sie trotzdem ihr Herz an ihn gehangen hatte, nicht ebenso schuldig geworden wie er?

So legte er den Brief am nächsten Tage in Trude Hoffmanns Hände; und wenn es ihm auch einen Stich ins Herz gab, daß das Mädchen ihn dabei aus großen, angstvollen Augen erschrocken ansah, so meinte er doch, er täte seine Pflicht, und darum wäre es richtig und gut so.

Die drei Tage, die er Erna ursprünglich als Frist zur Antwort hatte setzen wollen, wartete er geduldig. Als aber auch am vierten keine Nachricht von ihr kam, fragte er Trude Hoffmann, die allein in der dumpfen Leutekammer saß und Getreidesäcke flickte — schwerere Arbeit konnte sie mit ihrem verwundeten Arm noch nicht verrichten —

„Hat meine Braut eigentlich nichts gesagt, als Du ihr meinen Brief brachtest?“

„Nein!“ Trude beugte sich tiefer auf das grobe, graubraune Leinwand in ihrem Schoß herab, und eine heiße Röte schoß in ihr schönes Gesicht, das infolge des starken Blutverlustes, den sie in jener schlimmen Nacht erlitten, und aus Mangel an Schonung und Pflege, deren sie so bedürftig gewesen wäre, noch schmaler geworden war und einen scharf ausgeprägten Zug des Leidens trug.

„Wirklich nicht?“ fragte Gottfried, in dem der häßliche Verdacht aufstieg, daß das Mädchen ihn aus Eifersucht auf Erna Platze hintergehen möchte.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, wozu fragen Sie mich dann überhaupt?!“ stieß Trude hervor und ließ die Nadel schneller fliegen.

Gottfried schwieg beschämt, trat an das niedere Kellerfenster, an dem der Herbstregen in runden Tropfen herniederweinte, und etwas wie Mitleid — Mitleid mit Trude und sich selbst — legte sich auf seine Brust. Oder war's nur die dumpfe stickige

Luft in dem engen, ungesunden Raum, die ihm das Atmen so schwer machte?

„Du solltest Dich wirklich doch noch eine Weile schonen, Trude“ sagte er, sich vom Fenster wendend, und heftete seinen Blick fest auf des Mädchens nun wieder tiefblaß gewordenes Gesicht. „Am besten noch ein paar Tage oder gar ein paar Wochen still zu Hause bei Deiner Mutter bleiben. Die Kasse muß Dir ja doch Kassengeld zahlen, und — auch sonst soll dafür gesorgt werden, daß Ihr nicht Not leidet in der Zeit, wo Dir das Arbeiten noch sauer wird.“

Trude zuckte die Achseln; ihre dunklen Brauen bewegten sich ein paarmal rasch hintereinander nach abwärts, wie wenn sie aufsteigende Tränen niederzukämpfen hätten.

„Mir wird das Arbeiten nicht sauer,“ versetzte sie endlich in herben, fast schroffen Ton; „und vom Almosengeben bin ich kein Freund; das hab' ich Ihnen, glaub' ich, schon 'mal gesagt. Wenn Sie aber meinen, daß ich Ihnen hier in der Wirtschaft nicht genug sein kam . . .“

„Trude!“ fiel ihr Gottfried ins Wort und wollte seine Hand begütigend auf ihre Schulter legen.

Sie aber rückte von ihm weg.

„Ach lassen Sie mich doch! Das beste ist, wenn Sie sich überhaupt nicht mehr um mich kümmern.“

Da kniff er die Lippen zusammen, stand noch eine Weile, starrte in die Regentropfen am Fenster und ging dann langsam zur Tür hinaus. Trude aber warf die Arme auf den Tischrand und preßte die Stirn auf die Hände. Ein qualvolles Stöhnen rang sich aus ihrer Brust.

Warum hatte sie's ihm nun eigentlich verschwiegen, daß Erna Plathe sie hart angefahren, als sie ihr seinen Brief heimlich zustecken wollte? So hart, daß sie's ihr so bald nicht vergessen wollte, und daß es lange dauern sollte, bis sie wieder als Gehilfin oder Handlangerin zu irgendwelcher Arbeit ihren Fuß über die Plathe'sche Schwelle setzen würde! Warum hatte sie's ihm verschwiegen, daß Erna die Annahme des Briefes mit schroffen, ja beleidigenden Worten verweigert, sich für die Zukunft für jede weitere Bestellung „von dem . . . Deinem sauberen Liebsten!“ ein für allemal verboten hatte? War's nicht unrecht von ihr gewesen, daß sie den Brief für sich behalten, statt ihn seinem Absender sogleich wieder zurückzugeben? Ließ sich ihre Heimlichtuerei wirklich damit entschuldigen, daß Gottfried ihr so leid getan, daß sie's einfach nicht über sich gebracht hatte, ihm die herzlose Bestellung anzurichten? Würde sie nicht am klügsten tun, noch heute den Brief aus dem Kästchen, in dem sie ihn daheim unter ihrem wenigen Tand und Flitter versteckt hielt, hervorzuholen und ihm zu bringen: „Da . . . keine Antwort ist auch eine Antwort. Sieh zu, wie du damit fertig wirst. Was geht's mich an, ob's dich trifft und dir wehe tut?“

Schon als Trude Hoffmann Gottfrieds erste Grüße an Erna Plathe bestellt hatte, hatte sie gewußt, daß diese in den hübschen und gewandten Zerlitzer Volontär genau so verliebt war wie Elsbeth Reinhardt, die nun da saß und sich die Augen auswäunte um der Schande willen, die der Durelbrenner über sie gebracht. Und sie hatte auch so ihre stille Ahnung gehabt: wären die beiden nicht schon zu weit miteinander gegangen, und hätte der leichtfertige Schürzenjäger nicht Respekt vor seinem Vater und Furcht vor Gottfried gehabt, so hätte er Elsbeth wohl schon damals sitzen lassen und sich nach allen Regeln der Kunst an Erna herangemacht, deren großes Vermögen ihm natürlich mehr reizen mußte als die paar tausend Taler, die seine Base ihr eigen nannte.

Gewiß . . . Trude Hoffmann kannte sich mit Menschenherzen nicht aus und mit Männerherzen schon gar nicht. Aber sie hatte sich eben gesagt: der Tuniechtgut ist nun 'mal an Elsbeth Reinhardt gebunden, also wird er sie auch wohl oder übel zu seiner Frau machen müssen. Und wenn Erna Plathe einzieht, daß ihr nichts weiter übrigbleibt, als sich die Hoffnung auf den hübschen Schwerenöter aus dem Kopf zu schlagen, so wird sie sich auch wieder darauf besinnen, daß sie sich einem anderen versprochen hatte, dem sie schon aus Mitleid die Treue halten müßte, wenn ihre Liebe zu ihm auch wirklich ins Wanken gekommen ist! . . . Und darum hatte sie in ihrer selbstlosen und dienstbereiten Art gemeint: es ist gut, daß Gottfried dich wenigstens hat, daß du ihm helfen kannst, mit seinem Mäd'el in einem losen Verkehr zu bleiben! Denn sie selbst? Sie, das arme Tagelöhnermäd'el aus dem Armenhaus? . . .

Trude Hoffmann richtete sich auf und fing wieder an zu nähen. Denn das ging doch nicht, daß sie hier ihren Gedanken nachhing und darüber die Arbeit vergaß, für die sie bezahlt wurde — von ihm bezahlt wurde noch dazu. Und ihre Hand zog Stich um Stich; und sie selbst biß die Lippen dabei zusammen und redete sich ein, es sei ihr müder Arm, der ihr so große Schmerzen bereitete . . .

Nein . . . nein . . . gehofft, richtig gehofft, daß Gottfried ihr jemals gut werden könnte, hätte sie nie. Oder doch . . . einmal . . . in jener Nacht, als er sie von der „Krone“ nach Hause gebracht, als er so besorgt um sie gewesen . . . schließlich, als sie ihm davonlief, hinter ihr hergesetzt war, sie an seine Brust gezogen und — doch nicht geküßt hatte. Ja, da hatte ihr Herz gejubelt: Er hat dich lieb! Denn, wenn er dich nicht lieb hätte, dann nähme er dich zum Zeitvertreib als sein eigen. Was liegt an einem Tagelöhnermäd'el, das einen Trunkenbold zum Vater hat und im Armenhause wohnt?

Die Nadel in Trude Hoffmanns Hand wollte schon wieder ins Stocken kommen. Ihre Augen schlossen sich auf ein paar Sekunden. So schämte sie sich nun vor sich selber, daß sie bereit gewesen, sich ohne Zaudern und Besinnen dem in die Arme zu werfen, dem sie so gut war, so über die Maßen gut.

Heute aber . . . heute wußte sie's ganz genau: wenn sie sich eingeredet hatte, auch Gottfried hätte sie liebgewonnen, so war das Unsinn gewesen. Dummheit! Daß er sie freundlich behandelt, sie einen Augenblick an sich gepreßt hatte . . . aus Laune hatte er's getan. — Wer konnte denn sagen, wie wirr und wild es in einem Manne aussah, der vor Sehnsucht nach seiner Braut fast verging? Und wenn er das Spiel mit ihr nicht weitergetrieben, so hatte er's eben darum nicht getan, weil er ein anständiger und besserer Mensch war als die meisten jungen Leute, die sie sonst kannte.

Und gewiß . . . auch deshalb hatte sie recht daran getan, ihm seinen Brief nicht zurückzugeben, ihm Erna Plathes herzlose Abweisung nicht anzurichten! Nein . . . was sie auch um ihn schon gelitten hatte und noch um ihn würde leiden müssen, sie wollte ihm nicht wehe tun, sie wollte ihm an Leid und Kummer ersparen, was sie ihm irgend ersparen konnte. Vielleicht besann sich Erna Plathe doch noch eines Besseren und fand den Weg zu ihm zurück. Blieb ihr Herz ihm aber wirklich für immer abgewendet, so mochte er's erfahren, wenn es ihm durchaus nicht mehr zu verheimlichen war.

Und sie selbst? Sie täte wohl am besten, wenn sie sich bald bei einem anderen Bauern nach Arbeit umsähe, damit sie ganz von seinem Hof und aus seiner Nähe fortkäme . . .

* * *

X.

Der zum Verkaufe verfügbare Roggen wollte doch keinen so großen Ertrag hergeben, wie Gottfried in der Ernte gehofft hatte. So mußte er erst noch in aller Eile einen Teil seines Hafers ausdreschen und zu Geld machen, um am 10. Oktober, dem äußersten Fälligkeitstage für die Zahlung seiner Zinsen an Plathe, mit wohlgespickter Brieftasche den Gang in das Haus mit dem wild gewordenen Dach antreten zu können.

Trude Hoffmann hatte ihm acht Tage vor dem Ersten gesagt, daß sie sich entschlossen hätte, die schwere Landarbeit, der sie mit ihrem geschwächten und immer noch nicht verheilten Arm vorläufig doch nicht gewachsen wäre, aufzugeben und sich daheim bei ihrer Mutter mit Näharbeit durch den Winter zu schlagen. Er hatte nicht den Mut gefunden, sie zu halten, und hörte nun von den Leuten, daß ihr von einem Berliner Agenten eine Nähmaschine auf Abzahlung hingestellt worden wäre, an der sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht säße, Leinenzeug für eine große Berliner Wäschefirma zu verfertigen, und daß sie damit viel mehr verdiene, als sie jemals als Tagelöhnerin verdient hätte. Nun dauerte sie ihn; denn von Jugend auf war seinem erdgeborenen Sinn für junge und natürlich geartete Menschen nur die Betätigung in frischer Luft, im Dienste der Scholle, als zutunlich und erträglich erschienen; und da er Trudes Fleiß und Ehrgeiz kannte, sagte er sich auch: sie wird so unaufhörlich über ihre Maschine gebeugt sitzen, treten und treten, bis sie in dem engen Krankenzimmer ihre Gesundheit ruiniert hat! Und dies alles: die Sorge um sie, der Schmerz darüber, daß er sie nun überhaupt nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sah — er müßte sie denn des Morgens im Dunkeln abfangen, wenn sie mit ihrer Laterne und ihrem schweren Semmelkorb daherkam, um, wie überall im Dorf, so auch auf seinem Flur die bestellte Backware niederzulegen — dies alles entfachte seine Liebe, seine Sehnsucht, seinen Groll zu so heißer Glut, daß ihm der Zwiespalt, in dem er dahinlebte, schier unerträglich wurde. So geht es nicht weiter. Klar muß du sehen, Wissen muß du nun endlich, wie du mit Erna Plathe daran bist!

In seinem mit geschmacklosem Prunk ausgestatteten Hause trug der Gemeindevorsteher neuerdings eine braune Samtjoppe mit gelbseidenen Husarenschnüren, und nachdem er die von Gottfried fein säuberlich in Reih' und Glied auf den Tisch gezählten Scheine, Gold- und Silberstücke mit gewandter Gebärde eingestrichen hatte, sagte er:

„Du hast dem Oppenheimer eine Fuhre Hafer, den Doppelzentner mit dreizehn Mark fünfzig, verkauft, wie ich höre. Ein Hundegeld bei den teuren Zeiten. So eilig war das ja doch nicht mit den Zinsen. Hättest mir bringen sollen, was Du hattest; mit dem Rest hätt' ich dann eben noch gewartet. Den Hafer hätt' ich Dir übrigens auch mit dreizehn fünfzehn abgenommen.“

Gottfried wußte nicht recht, ob hinter diesen leutseligen Worten freundliche oder bauernschlaue Gesinnung steckte, zuckte die Achseln und schwieg.

„Da trink' nen Schnaps und steck' Dir 'ne Zigarre an!“ fuhr Plathe fort, nachdem er das Geld in seinen großen eisernen Geldschrank geschlossen hatte.

Gottfried drehte seinen Hut in den Händen.

„Danke, Herr Plathe . . . ich mach' mir nichts draus . . . nicht aus Rauchen und nicht aus Trinken.“

„Aber hinsetzen kannst Du Dich wenigstens. Ich hab' so wie so 'n paar Worte mit Dir zu reden.“

Er hat gesehen, wie Erna sich grämt, dachte Gott-

fried. Vielleicht hat sie selbst oder ihre Mutter ihm auch mit Bitten in den Ohren gelegen. Nun wird er dir sagen wollen, er hätte nichts mehr dagegen, wenn du wieder mit Erna gingest. Denn das Gerede über dich und Trude Hoffmann wird ja wohl nun, wo sie von deinem Hof weg ist, zum Schweigen gekommen sein! . . . Und er schloß die rechte Hand, die er auf sein Knie gelegt hatte, fest zur Faust zusammen und nahm sich vor, Trude Hoffmann von Stund an zu vergessen, mochte es ihr nun ergehen, wie's wollte — und Erna nie merken zu lassen, daß die Liebe zu ihr aus seinem Herzen geschwunden war.

Plathe trank, da sein Gast keinen Likör wollte, auf seinen Teil zweie, und sprach dann, die brennende Zigarre im Munde, weiter:

„Es hat mir natürlich sehr leid getan, Friedel, daß die dumme Geschichte mit Dir und Deinem Stiefvater damals dazwischen gekommen ist. Denn Du bist ein kluger und tüchtiger Junge, und ich hab' Dich immer gut leiden können.“

Dabei ging er mit seinen schweren Schritten an die Tür, die zum Nebenzimmer führte, öffnete sie und sah hinein — offenbar, um sich zu überzeugen, ob seine Rede keinen unberufenen Lauscher fände — und zog die Tür dann wieder ins Schloß.

„Ja . . . und ich will nur hoffen, daß Deine Unschuld nun doch noch ans Tageslicht kommt durch das Buch, was Du geschrieben haben sollst, wie die Leute sagen.“

„Meine Unschuld wird an den Tag kommen,“ antwortete Gottfried, und sah mit seinen großen hellen Augen fest und klar in Plathes gedunsenes Vollmondsgesicht.

„Wovon ich also nun mit Dir reden wollte, mein Sohn! Deinen Wald und Dein Heideland an der Zerlitzer Grenze zu verkaufen hättest Du wohl keine Lust?“ Dabei setzte er sich so nahe vor Gottfried hin, daß sein gewaltiger Schmerbauch fast auf dessen Knie zu liegen kam.

„Niemals!“ stieß Gottfried heraus, und in seine Stirn schlug das Blut wie eine rote Flamme.

Plathe klopfte ihm mit der fetten Hand auf den Oberschenkel.

„Ich weiß ja, wie ihr Reinhardts seid. Eh' ihr einen Morgen von Eurem angestammten Grund und Boden weggebt, eher beißt Ihr Euch den kleinen Finger ab. Und, wie gesagt, das freut mich — das freut mich von Dir, mein Sohn!“

„Ihm . . . und weshalb? Weshalb fragen Sie mich, ob ich . . .?“

„Ja, sieh 'mal, mein Sohn . . . die Sache ist nämlich die!“

Und mit selbstgefälliger Umständlichkeit führte Plathe aus: Berlin hätte Friese den Auftrag erteilt, von der zwischen dem Rodenauer See und den Zerlitzer Riesefeldern gelegenen Feldmark soviel wie möglich an sich zu bringen. Ihm, Plathe, aber läge daran, „dem heimtückischen Schleicher“ einen Strich durch die Rechnung zu machen; denn Rodenau soll dank seiner glänzenden landschaftlichen Lage wohl 'mal Villenkolonie oder Gartenstadt, niemals aber „Dunggrube für Berlin“ werden. Und da hätte er denn einen Schutzverband ins Leben gerufen, dessen Mitglieder sich bündig verpflichten müßten, keine handbreit Land mehr zu Rieselszwecken an Friese abzugeben . . .

Mit seinem breiten, wiegenden Schritt ging er zum Schreibtisch und suchte aus dem Geheimfach ein Schriftstück hervor.

„Hier hab' ich durch meinen Sekretär, den Lehrer, einen Vertrag entwerfen lassen. Ich und Brückner und Dein Nachbar Seeger haben ihn schon unterschrieben. Und den Schneidemüller Gräbert krieg'

ich trotz unserer Feindschaft auch noch 'rum. Vor allem aber liegt mir daran, Deinen Namen unter dem Vertrag zu haben. Hier . . ." Er hatte die Feder eingetaucht und legte sie nun zusammen mit dem Schriftstück vor Gottfried hin . . . „lies Dir den Vertrag durch und unterschreibe.“

„Das wird nicht nötig sein,“ entgegnete Gottfried. „Wenn ich Ihnen verspreche, daß ich mein Land an der Zerlitzer Grenze ebenso fest in Händen halten werde wie das andere Land auch, so ist das ebenso gut, als wenn ich's Ihnen noch schriftlich gebe.“

„Gewiß, das weiß ich, mein Sohn! Es ist auch nicht meinetwegen. Es ist bloß Gräberts wegen, damit er sieht, daß wir schon alle einig sind. Mach', mach'! Lies Dir die paar Zeilen durch und setze Deinen Namen darunter. Wir müssen durchaus unsere Heimat vor Versuchung schützen. Ich laß mir das nämlich nicht ausreden, daß auf den Rieselfeldern doch noch eines Tages die Pest ausbrechen wird. Und ich hab' mich schon genug geärgert, daß ich mich damals in meiner Dummheit hab' breitschlagen lassen, hundertfünfzig Morgen von meinem Zerlitzer Land zu verkaufen.“

Gottfried hatte das Empfinden, daß er diesem Manne irgendwie verpflichtet wäre. So nahm er die Feder, überflog das Schriftstück, las mit abwesenden Gedanken etwas von Zweckverband, Verpehung, Villenkolonie und Konventionalstrafe von tausend Mark und schrieb mit seinen großen, starken Schriftzügen seinen Namen dicht unter den steif und gleichsam ängstlich hingekritzelt des Kosäthen Seeger.

„Na ja . . . Du bist ein alter Deutscher, Du weißt, was Du Deiner Heimat schuldig bist,“ sagte Plathe, nahm ihm das Papier ab, drückte den Löscher darauf und legte es wieder in das Geheimschloß. „Und was wir hier gesprochen haben, bleibt natürlich unter uns.“

Gottfried saß still und dachte: Nun kommt er zu Dir und Erna! Aber der Gemeindevorsteher half sich über entstandene Gesprächspause zunächst mit dem Trinken zweier weiterer Liköre hinweg und sagte dann ein wenig kühler als vorher:

„Ja, mein Sohn, das wäre nun das gewesen, was ich mit Dir zu reden hatte. Oder hast Du gegen mich auch was auf 'm Herzen?“

Gottfried stand mit einem tiefen Atemzuge auf.

„Das hab' ich allerdings.“

„Hm . . . das wäre?“

„Sie fingen vorhin selbst davon an, daß Erna und ich 'mal Brautleute waren — sozusagen . . .“

„Hm“ . . . Plathe zog seinen schweren goldenen Chronometer unter der Sammetjoppe hervor, ließ den Deckel springen und sah nach der Zeit.

„Ich denke nicht daran, mich Erna aufdrängen zu wollen,“ fuhr Gottfried fort. „Nur — Wort ist Wort, und was der Mensch versprochen hat, das soll er halten!“

„Na, was das anbelangt,“ — Plathe lächelte geringschätzig — „so kann man das wohl nicht immer so genau nehmen. Ihr wart damals beide noch halbe Kinder. Und wenn das auch nicht dazwischengekommen wäre, daß sie Dich ins Zuchthaus gesperrt hätten und das Du nun noch 5 Jahre lang 'rumlaufen mußt als einer, dem die bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen sind, und wenn Du auch nicht so wacklig auf Deiner Wirtschaft säßest, wie Du doch nun 'mal sitzt . . . so würde ich meine Tochter auch dann nicht zwingen, Dir das gegebene Wort zu halten.“

„Zwingen? —“ Gottfried sah dem Gemeindevorsteher wieder groß und voll ins Gesicht.

Der zog die breiten Schultern hoch.

„Wie gesagt . . . es tut mir ja leid, daß Du so von aller Welt verlassen dastehst. Aber schließlich ist sich jeder selbst der Nächste. Jedes junge Mädels aus gutem Hause will nach ihrem Stande heiraten; und daß Erna sich nichts mehr aus Dir macht, das wirst Du ja doch wohl schon gemerkt haben.“

Gottfried knöpfte langsam seine Joppe zu, die er noch vom Hervorlangen der Brieftasche offenstehen hatte.

„Gerade darüber bin ich mir eben bis heute nicht klar geworden. Erna, mit der ich noch vor ein paar Wochen sprach, hat mir ausdrücklich versichert, daß sie mir treu bleiben würde, solange sie's vor Ihnen irgend könnte . . .“

Der Gemeindevorsteher machte erst eine Miene, als ob er ärgerlich werden wollte. Dann aber brummte er: „Hm . . . hm . . . hm,“ kratzte sich seinen kurzgeschorenen Kopf und sagte selbstgefällig: „Das sch' ich's wieder, das Mädels hat ganz mein weiches Gemüt, kann durchaus keinem Menschen zu nahe treten. Bloß darum — wegen ihres guten Herzens — hat sie das zu Dir gesagt. Und unter uns gesprochen — denn eigentlich sollte es ja vorläufig noch geheim bleiben —, sobald der junge Brückner seine Reserveübung hinter sich und sein Leutnantspatent in der Tasche hat, wird Erna mit ihm Verlobung feiern. Das ist alles klipp und klar zwischen uns Alten und zwischen den Jungen abgemacht!“

Gottfried stand und rührte sich nicht.

„Das ist mir noch kein Beweis, Herr Plathe, daß Erna mich nicht mehr leiden mag. Denn ihre Verlobung mit dem jungen Brückner wäre schließlich nicht die erste Verlobung, die ein junges Mädchen mehr auf den Wunsch ihrer Eltern als auf ihren eigenen Wunsch schließt. Und — wie gesagt — ich dränge mich nicht auf . . . Aber solange, bis ich genau weiß, wie Erna über mich denkt, solange möchte ich's mit meinem Grundsatz halten, daß Wort Wort ist. Vielleicht rufen Sie sie 'mal her, damit sie mir frei und offen sagt, daß sie nichts mehr von mir wissen will.“

Dem Gemeindevorsteher war die Ruhe, mit der Gottfried dies alles vorbrachte, offenbar unheimlich.

„Hm . . . das wird ihr natürlich schwer werden . . . mit ihrem weichen Herzen, Dir das so gerade ins Gesicht . . .“

Gottfried war das gelinde Gruseln, das Plathe beschlichen hatte, nicht entgangen; und mit leisem Spott erwiderte er:

„Sie brauchen keine Angst zu haben — was mir Erna auch sagen wird, ich werd' es ganz ruhig hinhnehmen.“

Da drückte Plathe auf den Knopf der elektrischen Klingel — dem alles in diesem Hause mit dem wildgewordenen Dach war auf das modernste eingerichtet — und befahl dem sofort auf der Schwelle erscheinenden Dienstmädchen, „das Fräulein“ herzuschicken.

Und Erna kam, vornehm wie immer gekleidet, und Gottfried sah, daß der Ausdruck des tiefen Grams, mit dem sie ihn bei der letzten Begegnung in so große Bestürzung versetzt hatte, schon wieder völlig von ihrem hübschen Gesichte gewichen war. Nur um ihre Augen lag noch der Hauch eines Schattens, und die leichte Blässe, die ihre Wangen bedeckte, hatte wohl ihren Grund in der Befangenheit, in die sie über dieses, ihr jedenfalls höchst peinliche Zusammentreffen geraten war.

„Also meine Tochter,“ begann der Gemeindevorsteher, „der Friedel Reinhardt will mir nicht glauben, daß Du Dir nichts mehr aus ihm machst. Du sollst es ihm durchaus gerade ins Gesicht sagen!“

„Ja,“ setzte Gottfried mit seiner lauten, klaren Stimme, die in eigenem Gegensatz zu dem fettigen, etwas asthunatischen Organ Plathes stand, hinzu, „ja . . . kurz und bündig und ohne Umschweife und Verstellung sollt Du mir sagen, ob das wahr ist. Denn das bist Du mir schuldig. Und daß da nichts dran ist an dem Gerede: ich hätte ein Verhältnis mit der Trude Hoffmann, dahinter wirst Du ja wohl nun inzwischen auch gekommen sein.“

Eine Weile drehte Erna mit unruhigen Fingern an ihrem Tändelschürzchen. Eine leise Röte stieg in ihre blassen Wangen und schwand wieder hin. Dann endlich antwortete sie mit einer Romanphrase, die sie wohl irgendwo aufgelesen und in der Erinnerung behalten hatte:

„Ja, Gottfried, was ich einst für Dich empfunden habe, das hat sich verblutet. Das Herz hat eben seinen Kopf für sich und läßt sich nicht befehlen. Und es ist wohl auch am besten, daß ich's Dir frei heraus sage, damit Du Dir keine Hoffnungen mehr machst; denn das Hinhalten hat ja doch keinen Zweck — nicht für Dich und nicht für mich.“ Ganz ruhig sagte sie's und blickte dabei sogar zwei Sekunden lang fest und starr in Gottfrieds Augen.

Der Gemeindevorsteher nickte vor sich hin, und seine ganze Haltung verriet den Stolz, den er über die kluge und trefflich gesetzte Rede seiner verständigen und wohlgezogenen Tochter empfand.

„Da hörst Du's also!“ An seinem prallen Hosenboden entzündete er ein Schwefelholz, das er aus der Westentasche gelangt hatte — es war dies eine altbäuerliche Gewohnheit, die er bei seiner sonstigen Vornehmheit durchaus nicht lassen konnte — und setzte mit aufgepusteten Backen seine erloschene Zigarre wieder in Brand.

„Warum hast Du mir das nicht schon damals gesagt, als ich Dich abends vor meinem Hause unterm Fenster traf?“ fragte Gottfried mit schroffer Betonung.

Erna hob ein wenig die runden Schultern.

„Warum? . . . Wenn Du Dir das nicht selber denken kannst!“

„Ach richtig . . . Du hattest Angst vor mir. Richtig! Aber auf meinen Brief neulich hättest Du mir's doch kurz und bündig schreiben können!“

Der klugen, wohlgezogenen und weichherzigen Tochter des Rodenauer Gemeindevorstehers schien die Aufdeckung ihres heimlichen Verkehrs unangenehm zu sein.

„Ich dachte, die Rücksendung des uneröffneten Briefes wäre die kürzeste und bündigste Antwort.“ versetzte sie grob.

„Die Rücksendung des uneröffneten Briefes?“ fragte Gottfried. Aber sofort besann er sich; und sofort war es ihm auch klar, weshalb Trude Hoffmann ihm den Brief nicht zurückgebracht hatte; ebenso klar, wie's ihm war, daß er das treue und stolze Mädchen vor diesen beiden mit keinem unbedachten Worte bloßstellen durfte.

„Dann wären wir also im reinen,“ sagte er mit tiefem Atemholen, und nahm seinen Hut, den er beim Kommen auf das Fensterbrett gelegt hatte. „Und damit Du siehst, daß ich Dir nicht im geringsten böse bin, — zu Deiner Verlobung mit Waldemar Brückner wünsch' ich Dir alles Gute!“ Grüssend nickte er ihr zu, sah noch, wie ihr wiedererblassendes Gesicht sich zum Ausdruck des Unwillens oder Scherzes verzog, und ging hinaus.

Während er dann die aufgeweichte Dorfstraße entlang schritt, die man in der nassen Jahreszeit, so ferne man keine Krepstiefel trug, nur mit einer Art von Seiltänzerkunstfertigkeit passieren konnte, wollte ihm in dem grüblerischen Verlangen, sich über Ernas innerste Regungen und Beweggründe

klar zu werden, ihr heftiger Zornesausbruch auf dem Zerlitzten Wege nicht aus dem Sinn. Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein; und wenn es nicht der Unwille über deine „Liebschaft“ mit Trude Hoffmann war, so muß es doch irgend etwas anderes gewesen sein, was sie so sehr in Zorn brachte!

Plötzlich fiel ihm ein, wie sie ihm da vor Eifersucht zitternd ins Gesicht geschrien hatte: „Hast wohl auch nicht genug? Bist wohl auch so einer, wie Dein sauberer Vetter!“ Und da wurde es mit einem Schlage sonnenhell in ihm. Seiner Schwester höhnische Anklage: „Deine Braut? haha! Deine Braut ist wie toll und verrückt hinter Fritz Reinhardt her . . .“, des aalglatten Vetters zynische Gewundenheit, als er in jener Augustnacht wegen seiner verleumderischen Reden über Erna Rechenschaft von ihm gefordert . . . das sah er nun alles in einem ganz neuen Lichte. Und auch die Leichenbittermiene, die Erna beim Jubelfeste aufgesetzt, hatte einfach darin ihren Grund gehabt, daß sie's mit ansehen mußte, wie ihr heißgeliebter Fritz am Tische neben ihr mit der anderen schön tat, mit der anderen, die sie schon lange mit argwöhnischen Haß unlauerte . . . Und da hatte er an jenem Juliabend, an dem er Erna unter der blühenden Linde vor seiner Tür überrascht, fest und heilig geglaubt, die Liebe zu ihm hätte sie unter sein Fenster getrieben!

Eine Welle heißen Blutes schwoll in Gottfrieds Brust empor. Wie zum Narren gehalten, wie betrogen kam er sich vor. War er vogelfrei? Konnte man mit ihm machen, was man wollte? . . . Ihm war, als staute sich das Blut in seinem Herzen, als säße es da fest und wollte nicht weiterströmen, als würde es ihm den Atem benehmen, ihn ersticken. Fast hätte er aufgeschrien in die stille Dämmerung hinein. Und dann hielt sie ihn wieder gepackt, die ungeheure, zügellose Wut auf den „Schuft“, auf den „gemeinen Verführer“. Und ihn peinigte und peitschte das Verlangen, sich noch in dieser Stunde aufzumachen, ihn landauf, landab zu suchen und, wenn er ihn aufgespürt, ihm heimzuzahlen, was er Elsbeth angetan . . .

* * *

Bei Bearbeitung der Strafsache gegen den roten Alwin waren dem Untersuchungsrichter bei Prüfung der Legitimationspapiere des Verhafteten dieselben Zweifel an dessen Identität mit dem signalisierten herrschaftlichen Kutscher Plettenberg aus Hagen in Westfalen aufgestiegen, die auch Gottfried schon befallen hatten. Die Polizeiverwaltungen hatten denn auch wirklich durch Vergleichung von Photographien und Meßergebnissen festgestellt, daß der rot-haarige Bursche nicht der, für den er sich ausgab, war, sondern ein mehrfach vorbestrafter Fleischer-geselle namens Karl Knüpfer.

Auf die Frage, wie er in den Besitz der falschen Papiere gelangt sei, hatte der Untersuchungsgefangene zunächst erwidert, er hätte sie auf der Landstraße gefunden, ohne ihren rechtmäßigen Inhaber je von Auge zu Auge gesehen zu haben. Bald aber hatte man herausgebracht, daß Karl Knüpfer und Alwin Plettenberg vor kaum Jahresfrist kurze Zeit bei demselben Arbeitgeber, einem Hamburger Großschlächter, in Lohn und Brot gewesen und von dort wie gute Freunde zusammen auf die Wanderschaft gegangen waren, nachdem die Behörde den noch von seiner letzten Zuchthausstrafe her unter Polizeiaufsicht stehenden Fleischer-gesellen aus Hamburger Gebiet ausgewiesen hatte.

Alwin Plettenberg selber aber war trotz der eifrigsten und gründlichsten Erhebungen und trotz aller öffentlichen Aufrufe nirgends zu finden; seine Mutter und Schwester gaben in seinem Geburtsort

zu Protokoll, sie hätten seit seinem Weggang von Hamburg keinerlei Nachricht mehr von ihm erhalten und daraus geschlossen, daß es ihm gegenwärtig wohl besonders gut gehen möchte; denn früher hätte er, als ein Mensch, der nie mit seinem Lohn ausgekommen war, alle paar Wochen einmal nach Hause geschrieben, um seinen Angehörigen einen Teil ihres kargen Verdienstes abzubetteln.

Eine Durchsuchung der vom „roten Alwin“ recto: Karl Knüpfer — in Rodenau bewohnten Kammer hatte dann aus sicherem Versteck unter der Diele eine Uhr zutage gefördert, die von mehreren Zeugen als Eigentum des verschollenen Plettenberg erkannt wurde; und da man sich erinnerte, daß etwa vier Wochen nach dem Weggang der beiden Arbeitsgenossen von Hamburg Schiffer aus der Elbe nahe bei Wittenberge den schon in Verwesung übergegangenen Leichnam eines Mannes gelaundet hatten, dessen Verletzungen am Kopf und am Halse ebensogut von verbrecherischer Hand wie von der Schraube eines Dampfers herrühren konnten, suchte man die Akten der über den Befund aufgenommenen Verhandlung hervor und vermochte nun den als unbekannt Begrabenen nach einzelnen Stücken seiner Kleidung und nach dem Fehlen des Mittelfingers der linken Hand (er hatte ihn erst auf seiner letzten Arbeitsstelle eingebüßt) nachträglich als den vermißten Kutscher Alwin Plettenberg aus Hagen zu erkennen.

Diesem erdrückenden Belastungsmaterial gegenüber hatte Karl Knüpfer seine erste Aussage dahin abgeändert: Alwin Plettenberg, der wegen unglücklicher Liebe zu einer Hamburger Köchin lebensüberdrüssig gewesen, hätte ihm seine Papiere, seine Uhr und den Rest seiner Barschaft aus Freundschaft geschenkt und sei dann allem guten Zureden zum Trotz bei Wittenberge in selbstmörderischer Absicht in die Elbe gesprungen und auch sofort untergegangen. Der Untersuchungsrichter hatte dem Häftling indessen mit unaufhörlichen Vernehmungen, mit Aufdeckung von Widersprüchen und immer neuen Fragen bis aufs Blut zugesetzt: Wie z. B. wäre seine im Flur des Armenhauses gegen Gottfried Reinhardt ausgestoßene und von Trude Hoffmann bekundete Drohung: „Nicht eher laß ich das Messer aus der Hand, als bis du's in der Gurgel hast! Du wärest nicht der erste, mit dem ich so fertig geworden bin!“ anders zu erklären, als daß er einmal durch einen Menschen durch einen Stich in den Hals umgebracht hätte? Und so war der arme Teufel denn zuletzt wirklich müde und mürbe geworden und hatte eingestanden, seinen Wandergenossen in der Notwehr erstochen und in den Fluß geworfen zu haben. Da er so auf den Leim eines wenn auch nur halben Geständnisses gegangen war, hatte der Untersuchungsrichter, der ihm die Notwehr natürlich nicht glaubte, das Vorverfahren wegen Mordes, begangen an dem Kutscher Alwin Plettenberg, als abgeschlossen betrachtet und den Inhaftierten nebst den Akten dieser zeitlich ja vor dem Ueberfall auf Gottfried Reinhardt liegenden Straftat zur schwurgerichtlichen Aburteilung nach Wittenberge überwiesen. Im dortigen Gefängnisse aber hatte Knüpfer wenige Tage vor dem Verhandlungstermin begonnen, sich wie ein Wahnsinniger zu geberden, die Aufseher bedroht und die Nahrungsaufnahme verweigert. Und wenn man auch sicher zu sein glaubte, daß er nur den „Wilden Mann“ spiele, um der Bestrafung wegen Mordes zu entgehen, hatte man ihn nach den einschlägigen Gesetzesbestimmungen doch erst noch zur Beobachtung seines Geisteszustandes in die nächste Irrenanstalt schaffen und seine Aburteilung auf eine spätere Schwurgerichtsperiode verschieben müssen. Erst nach endgültiger Er-

ledigung dieser Sache konnte in Berlin, dessen Kriminalgericht für Rodenau zuständig war, der Spruch wegen des Mordversuches im Rodeauer Armenhause gefällt werden.

* * *

In der zweiten Hälfte des November sandte Gottfrieds Verleger ein umfangreiches Paket mit dreißig Freixemplaren des langersehnten Buches, das nun endgiltig den Titel: „Aus dem Tagebuch eines Zuchthausgefangenen“ erhalten hatte, und in dessen Vorrede ein bekannter Strafrechtspublizist die Vorgeschichte und den Verlauf des der Schrift zugrunde liegenden Prozesses in knappen und scharfen Zügen entrollte. Mit ebensoviel warmem Empfinden wie klarem Verstande suchte der geschwätzte Schriftsteller darzulegen, daß der gegen Gottfried Reinhardt geführte Indizienbeweis der Schlüssigkeit durchaus ermangele, daß im Gegensatz zu dem zuständig gewesenem Kriegsgericht ein Geschworenengericht mit sicherer Wahrscheinlichkeit zum Freispruch gekommen wäre.

Jeder, der sich aufmerksam in die von zweifelloser Reinheit und Ehrlichkeit der Gesinnung, vor allem aber von einem starken, ja geradezu unbeugsamen Rechtsgefühl zeugenden Aufzeichnungen des Verurteilten vertiefe, ganz unfehlbar zu der Ueberzeugung gelangen müsse, daß so nur ein Unschuldiger schreiben könne, einer, dem die Justiz ein gar nicht wieder gutzumachendes Unrecht getan, und der in allem Leid, das ihm widerfahren, wie ein Held gerungen hatte, um in seiner Verzweiflung nicht den Glauben an das Gute in der Welt und an sich selber zu verlieren. An den Appell an die Leser schloß sich die entschiedene Forderung an die Justizbehörde, die mehrfach abgelehnte Wiederaufnahme des Verfahrens anzuordnen.

Als Gottfried diese warmherzige Einleitung seines unbekanntem Freundes und Gönners las, stürzten ihm Tränen aus den Augen; und so gern er das, was er geschrieben, nun, da es im gleichmäßigen, ruhigen und kühlen Druck vor ihm stand, noch einmal von Anfang bis zu Ende vor seinen leiblichen und geistigen Augen hätte vorüberziehen lassen, er konnte es nicht, weil die Bewegung ihm übermannte, weil schon beim Lesen der ersten paar Zeilen alles, was er in den fünf Zuchthausjahren durchgemacht, so grausam und klar und lebendig, so furchtbar hell und hart auf ihn einstürzte, als müßte er es in Wirklichkeit noch einmal erleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fragetenkel.

Papa sitzt im Arbeitszimmer,
Raucht die Pfeife still und schreibt,
Um ihn herum, wie täglich immer,
Klein Fritzen seine Spiele treibt.
Da plötzlich tönt's aus dessen Munde:
„Papa!“ — „Still! Stör' mich nicht, mein Kind!“
Jedoch nach einer Viertelstunde,
Man weiß ja, wie die Kinder sind,
Rult Fritzen wieder ohne Bangen
Den Vater leise: „Du Papa!“
Der weiß nicht mehr, was anzufangen,
Und antwortet ihm schließlich: „Na?“
Und Fritzen fragte ohne Bangen
(Die Antwort d'rauf war wirklich schwer),
„Woran — so wollte ich noch fragen
Starb eigentlich das tote Meer?“